Sportsleute, redet Ihr!

Die Nachtpost

von

Ed Golland

Eine Wochenschrift für Gesellschaft, Kultur und Moden

Telefon: Ohle 3432. | 5. Jahrgang * Nr. 39 * Preis 20 Pfennige | Geldsendungen an: „Die Nachtpost von Ed Golland" Postscheckkonto. Breslau 27354

Eine Tragödie aus der guten Gesellschaft

Wann darf die Schupo schießen?

Hohenzollern von heute * Man kann den Arbeitslosen helfen!

Das Paradies der Billigkeit * Hertha — Sportfreunde

Sportleute, redet Ihr!

In Nr. 77 vom 25. September 1926 der „Ostdeutschen Sportzeitung" lesen wir:

Südostdeutscher Fußballverband.

Ausschluß. Herr Reinhold Steffen (Rotthus) wird wegen sportschädigenden Verhaltens durch bewußte Irreführung der Oeffentlichkeit in einem Breslauer Wochenblatte aus dem Südostdeutschen Fußballverbande und dem Deutschen Fußballbunde ausgeschlossen. Die Strafe ist von verbandswegen endgültig und gilt für das gesamte Verbands- und Bundesgebiet. Begründung geht schriftlich zu.

Ich habe lange mit mir gekämpft, ob man diesem „Urteil" nicht zuviel Ehre angedeihen läßt, wenn man überhaupt nur ein Wort darüber verliert. Andererseits sage ich mir aber doch: Niedriger hängen!!

Obiger Veröffentlichung ging ein Einschreibbrief an Herrn Steffen voraus. Derselbe enthielt die definitive Aufforderung, sich als Verfasser des Eingesandts in Nr. 84 der „Nachtpost" zu bekennen. Diese Zumutung war übrigens lächerlich und naiv, denn der Artikel trug klar und freimütig die volle Unterschrift! Weiter enthielt die Zuschrift Herabsetzungen der „Nachtpost" in billigen Redensarten! Papier ist geduldig! Beleidigen konnten sie uns wirklich nicht! Von Wiederholungen wird wohlmeinendst abgeraten, denn auch Kindereien haben eine Grenze.

Den Brief zeichnete Herr Oskar Langner, Breslau, als erster Vorsitzender des S. D. F. V.

Herr Steffen vertiefigt seine Interessen selbst. Ich muß mich deshalb auf eine sachliche Betrachtung des Urteils beschränken!

Angenommen, jemand kommt mit einem Gerichtsbeamten, vielleicht einem Amtsgerichtsrat, in einen Konflikt, der gerichtliche Weiterungen hat. In der Verhandlung findet er seinen Gegner als Richter! Das Mächtigste ist, man kann ihn wegen Befangenheit ab! Und behommt hierin selbstverständlich Recht! —

Ein anderer Fall: Es würde als Lächerlichkeit verschrien werden, wenn im Ehrenrat eines Offizierkorps, einer Verbindung, eine Person säße, welche zu einem der Gegner Partei ist, geschweige denn ein Gegner selbst! —

Die vielen Tausende von Sportsleuten besitzen in ihrer Behörde auch eine Gerichtsbarkeit, die sich in Instanzen gliedert, angefangen beim Gau, endend beim Deutschen Fußball-Bund! Wenn Sie, lieber Leser, mit dem Vorstand des Südostdeutschen Fußball-Verbandes einen Konflikt haben, lassen Sie denselben Vorstand über sich Richter sein!! Nicht zu vergessen, daß Ihnen eine Verteidigung überhaupt nicht zugestanden wird!!! —

Herr Steffen ist mit dem Verbandsvorstand in Konflikt geraten! Derselbe Verbandsvorstand spricht über einen alten, verdienten Fußballpionier die Exklusion aus!! Wegen sportschädigenden Verhaltens durch bewußte Irreführung der Oeffentlichkeit ausgeschlossen aus dem deutschen Sportsleben! Und dies ohne Anhörung, ohne Herrn Steffen den Wahrheitsbeweis möglich zu machen!! —

Mich widert es an, diese ganze, große Ungeheuerlichkeit noch weiter zu argumentieren! Voß, rede Du!!! — —

Franz Hans.

Revue

Das Lied im Walde

Es hallt ein Lied aus dem tiefsten Walde,
Als sänge ein Dichter sein dunkles Geschick,
Nur Festen dringen ihm von den Armen,
Des Wahnsinns Stärke stammten im Blick,

Es starrte ein scheues Entsetzen im Walde
Vom Ton, der ihm aus der Kehle sprang;
Die Tiere schlichen sich aus dem Gehege,
Der Wald aber hörte den irren Gesang.

Als fluchte der Sänger im tiefsten Walde
Dem Elend auf Erden in Ewigkeit.
Es klirrten die Worte empor zum Himmel
Hinein in Gottes Gemütlichkeit.

Da schmeichelten schmiegsam die Engelscharen,
Der Herr aber sagte: Das Lied ist wahr!
Und Morgenrot leuchtete über dem Walde,
Als würde das Land des Rechts offenbar.

Knut Hansum.

„Timotheus geht daneben"

Zu der Première im „Viktoria-Theater".

Man kann wegen der Mertens, und nicht wegen des etwas lahmen Stückes mit dem lahmen Titel. Und da die Mertens mitspielte, war es ein Erfolg. Das überfüllte Haus konnte bewundern: wie eine charmante rassige Pariser Ehefrau durchaus von ihrem Gatten beim Ehebruch überrascht sein wollte. Und der Hausfreund ließ sie im Stich. Also nahm sie sich den armen Timotheus, diesen blonden Engel aus der Provinz, und legte sich mit ihm in das im zweiten Akt pünktlich erscheinende Bett. Wobei zu bemerken ist, daß die junge Pariser Ehefrau 2. von der Elfriede Mertens dargestellt wurde, und 1. mit nichts weiter bekleidet war als mit ¾ Meter hauchdünnem Tüll. Was allein schon genügte, dem Stück zu einem Riesenerfolg zu verhelfen. Doch außerdem sieh die Mertens nicht nur die Schlankheit ihrer Glieder spielen, sondern auch ihr einzigartiges Talent, ihre rassige Raffiniertheit. Die war wieder: F. m. K. (Knorke mit Knick.) — Erich Müller spielte den schüchternen Timotheus so, daß jedes sein Auftreten einen Lachsturm hervorrief. Die Rolle des schüchternen Liebhabers liegt ihm bedeutend besser, als die des stürmischen Herzensbrechers. Herr Süßenbach war etwas zu robust für die galante Rolle, in die man ihn gesteckt hatte. Die Herren Grüneker, Wolff und Schumann hatten ihren verdienten Applaus. Und auch allen anderen dankte das ausverkaufte Haus für einen unterhaltsamen Abend voll Pikanterie und Schmiß.

G.

Graue Tage

Grau ist der Himmel und grau ist das Land,
Grau geht das Wasser, in Steine gebannt;
Grau stehen Wälder in Fernen verzerrt,
Grau ist das Gras, das die Sonne gedörrt,
Grau träumt die Sonne, von Wolken bedeckt,
Grau sind die Möven, von Nebeln verschreckt,
Grau geht ein Wind; und grau spinnt der Rauch
Phantome gespenstisch um Baum und um Strauch.
Grau geht ein Klingen in Moll durch das Land,
Grau reichen Tag und Nacht sich die Hand;
Die Dämmerung ist grau, die die Erde beschwert,
Den Sternen das Glimmen und Funkeln verwehrt,
Grau weht ein Lärm von Fabrikschloten schwer
Grau grauen Lichter vom Ufer her;
Grau zieht ein Wandrer die Buhnen entlang,
Grau ist sein Antlitz und schwer ist sein Gang;
Grau ist mein Denken und grau ist mein Lieben,
Grau sind die Stunden der Sehnsucht geblieben;
Selbst durch meine Träume geht, Grau in Grau,
Ein Schatten von Dir, geliebteste Frau!

Heinz Striller-Strom.

Wann darf die Schupo schießen?

Wann darf die Polizei schießen? Zu den blutigen Zusammenstößen am Dienstag

Am vergangenen Dienstag hat die Breslauer Polizei in eine Arbeitslosendemonstration hineingeschossen. Der Polizeipräsident Kleibömer war nicht in Breslau. Es ist nämlich unter seiner langen Polizeipräsidentschaft das erstemal, daß die Polizei auf der Straße schoß und daß es dabei Tote und Schwerverwundete gab.

Und die Ueberzeugung der Breslauer Bürger geht dahin, daß das Blutvergießen unter allen Umständen vermieden worden wäre, wenn Polizeipräsident Kleibömer in jener verhängnisvollen Stunde anwesend gewesen wäre.

Da das Unglück aber nun einmal geschehen ist, erhebt sich ganz prinzipiell die Frage: Wann darf eigentlich die Polizei schießen? Und die Antwort darauf lautet ganz klipp und klar:

Die Polizei darf nicht schießen, wenn ihr eigenes Leben bedroht ist, sondern nur, wenn das Leben anderer friedlicher Bürger und ihr Eigentum in gefährlichster Weise bedroht wird, und wenn die Sicherheit der Stadt überhaupt auf dem Spiele steht.

Zur Illustration dieses Satzes mögen die Vorfälle am Dienstag dienen. Eine hungernde Masse Erwerbsloser demonstriert in begreiflicher Aufregung gegen ihre verzweifelte Lebenssituation. Keiner, der Arbeit, Verdienst, Wohnung und satt zu essen hat, kann ermessen, welches Maß von Verzweiflung in Menschen wohnt, die monate- und jahrelang weder Arbeit noch Verdienst haben. Diese aufgeregte Masse der Demonstrierenden war waffenlos. Der Schutzpolizist unserer Tage ist mit einem Gummiknüppel bewaffnet, der mit einem einzigen Schlage einen Menschen besinnungslos niederstreckt. Außerdem trägt er noch zu seinem Schutz Revolver und Karabiner. An jenem Dienstag wurde zugegebenermaßen die Polizei mit Steinen beworfen. Ein Beamter erhielt einen Messerstich, und einem anderen flog ein Stein ins Gesicht. Aber das alles kann noch niemals ein Grund zum Schießen sein. Der Schutzpolizist hat wie zahllose andere Menschen ein Berufsrisiko, das bei ihm darin besteht, daß ihm einmal ein Stein an den Kopf geworfen oder ein Messer in die Rippen gestoßen wird. Und es ist von der Polizei zu verlangen, daß sie so geschult und so diszipliniert ist, daß sie imstande ist, ohne Gebrauch der Schußwaffe mit einer Menschenmasse, die Steine wirft, fertig zu werden.

Selbst unter dem kaiserlichen Regime hat die Polizei bei Demonstrationen von anderem Ausmaß und anderen Gefahren wie die des Dienstags nicht geschossen, sondern höchstens vom flachen Säbel Gebrauch gemacht, wenn sie bedroht wurde.

Menschenblut ist ein kostbarer Saft, auch wenn es nach dem Massenmorden des Krieges manche Menschen nicht mehr wahr haben wollen, und manche schneidige Schupoisten nach kriegerischer Betätigung dürsten. Gegen die Unglücklichsten der Unglücklichen, gegen die Erwerbslosen, mit Revolver und Karabiner vorzugehen, ist ein Unsinn sondergleichen. Und wegen etlicher Steinwürfe die Nerven zu verlieren, das zeugt nicht gerade von der Brauchbarkeit dieser Schutzpolizisten für ihren schweren Beruf, für den Nerven und Ruhe bis zum Letzten ein Haupterfordernis sind.

Anders wird die Situation, wenn, wie an jenem schwarzen Freitag, Horden von Aufwieglern in den Geschäftsstraßen die Schaufenster einschlagen, plündern und das Leben der Einwohner bedrohen. In einem solchen Falle ist der Gebrauch der Schußwaffe von seiten der Polizei allenfalls zu rechtfertigen. Aber wenn die Polizei nicht imstande ist, mit ihren Gummiknüppeln mit waffenlosen Demonstranten, unter denen ein paar dumme Lümmel Steine werfen, fertig zu werden, dann muß man starke Bedenken gegen das Verantwortungsbewußtsein und die Fähigkeiten der ausübenden Beamten haben. Der Gebrauch der Schußwaffe ist das letzte Mittel der Polizei im Augenblicke allerhöchster Gefahr.

Ist für die Breslauer Polizei das ein Augenblick höchster Gefahr, wenn ein paar Lausejungen Steine gegen sie werfen?

Die Schutzpolizei hat unter Einsetzung ihres Lebens die Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. In Gefahrmomenten hat sie ihr Leben einzusetzen und das der anderen bis zum Letzten zu schonen. Die Polizei hat es sich am Dienstag leicht gemacht. Es ist wahrhaftig keine Kunst, eine Menschenmasse auseinanderzubringen, wenn man wild in sie hineinschießt. Ausgezeichnet wäre die Leistung der Polizei gewesen, wenn sie ohne Blutvergießen die Menge aufgehalten und zerstreut hätte. Das muß sie können, und das muß man von ihr verlangen, so lange nichts Gefährlicheres geschieht als ein paar Steinwürfe.

Sympathien, die die Polizei in langen Monaten bei der Bevölkerung zu erringen bemüht ist und auch errungen hat, sind mit einem einzigen Schlage durch einen solchen Vorfall auf lange Zeit vernichtet. Das können die vernünftigen Führer der Polizei nicht wollen, das will auch der Polizeipräsident nicht, der die blutige Aktion der Polizei nicht billigen kann, und von dem man erwarten darf, daß er die Schuldigen an diesem unnötigen und unverantwortlichen Blutvergießen zur Verantwortung zieht.

Nach der Reichsverfassung steht dem Bürger der Republik die Straße zur Demonstration frei. Wer aber soll sich noch zur Teilnahme an einer Demonstration wagen, wenn die Polizei mit locker sitzendem Revolver aufpaßt und schießt, wenn ein paar Unvorsichtige tätlich werden? Am Dienstag ist eine Frau erschossen worden, die mit der Demonstration gar nichts zu tun hatte. Das muß in der gesamten Bürgerschaft lebhafteste Beunruhigung und Empörung hervorrufen.

Mit dem Schießprügel sich durchzusetzen, das ist kein Kunststück.

Wenn die Polizei durch die Art ihres disziplinierten Auftretens, durch ihre Ruhe, durch ihre Gummiknüppel meinetwegen noch an jenem Dienstag sich durchgesetzt hätte, wäre sie in der Achtung der Bürgerschaft gestiegen und hätte sich Sympathien erworben. Aber der mit dem Schießprügel in eine waffenlose Menge feuernde Schutzpolizist muß allen Ernstes dahin belehrt werden, daß er mit solchen Methoden keine Sympathien erwirbt, daß die Besorgnis um sein eigenes Leben ihm nicht das Recht gibt, zu töten, und daß die besonnene Bürgerschaft von der Polizei erwartet, daß sie von ihr ohne Blutvergießen ausreichend, besonnen und mit guten Nerven, wie sie ein Polizist haben muß, geschützt wird.

Jener Dienstag war für die Breslauer Polizei ein schwarzer Tag!

W. W.

Beerdigungs-Institut „Charon“

Skizze aus Berlin O.

Von Leo Heller.

In einer Straße des Berliner Ostens, der Name tut weiter nichts zur Sache, befindet sich das Beerdigung-Institut „Charon“. Wenigstens ist es so in silbernen Buchstaben auf einer großen, schwarzen Tafel zu lesen, die über der Ladentür und dem kleinen Schaufenster hängt. In diesem Schaufenster ist gerade genug Platz für einen Kindersarg, an dem ein Zettel angebracht ist, auf dem folgender Satz aufgeschrieben steht: „Wer jung ist, kann sterben, wer alt ist, muß sterben.“ Ganz so orthographisch, wie er hier wiedergegeben ist, ist dieser Satz nicht geschrieben. Aber auch das tut weiter nichts zur Sache.

Dieses Beerdigungs-Institut bildet so eine Art Kuriosität der Straße, eine Kuriosität von ewiger Aktualität. Denn die Bedeutung des Wortes „Charon“ ist allen ihren Bewohnern ein Rätsel. Und es ist eine alte Geschichte, daß einem alles, was man nicht versteht, mehr imponiert, als das, was man versteht. Beerdigungs-Anstalten sind, wie alles, was mit dem Tode irgendwie zusammenhängt, von vornherein dazu prädestiniert, in der Seele des Menschen Gefühle der Scheu und Furcht zu erwecken. Um wieviel mehr aber erst eins, das „Charon“ heißt. Das Mysterium des Todes vertieft sich noch mehr, die Schleier, die an der Schwelle von Leben und Tod wehen, verdichten sich noch mehr, das an sich Unbekannte wird noch unbekannter. Die Liebenden der Straße sehen scheu nach der anderen Seite, wenn sie an „Charon“ vorüberwandeln, alle anderen huschen so schnell sie können an dem Laden vorüber, in dem das Kindersärglein im Schaufenster steht. Nur Schulkinder machen bisweilen vor dem Fenster halt, und kleine Mädchen tippen an die schmutzige Scheibe und sagen: „Au fein! Wenn wir doch mall darin kennten, denn wärn wir alle Englein!“

Besitzer dieses Ladens ist Herr Max Schmaldicke, der das Geschäft von seinem Vater ererbt hatte und es nun selbst bereits seit vierzig Jahren in tadelloser Weise und zur Zufriedenheit aller seiner Kunden führt. Obschon Herr Schmaldicke, wie man so sagen darf, vom Sterben lebt, ist er doch mit Herz und Seele dem Leben und seinem Genuß ergeben, was schon beweist, daß er in Gemeinschaft mit seiner Frau fünf Kindern zum Dasein verholfen hat. Er ist, was eigentlich bei der Art seines Unternehmens Wunder nehmen sollte, heiterer Gemütsveranlagung, doch als guter Geschäftsmann hat er sich daran gewöhnt, während der Geschäftsstunden eine offizielle Miene anzunehmen, die ein Gemisch von Schmerzlichkeit und Teilnahme darstellt. „Wir haben,“ hatte er seinem ältesten Sohne Konrad, der dem Vater im Geschäft zur Seite steht, oft eingeschärft, „mit lauta Leite zu duhn, wo det Weenen näha is als det Lachn. Det muß von uns reschpektiert werdn. Darum jewehne Dir bei Zeitn an, een Jesicht zu machn, aus dem de Leite rauslesn, det ihre Draua ooch unsre Draua ist, det kost uns nischt und de Kundschaft zahlt denn bessa und schnella.“

Wenn sich Herr Schmaldicke allein in seinem Geschäftslokal befindet, dann sitzt er gewöhnlich hinten an seinem Schreibpult und blättert in seinen Büchern. Kommt aber Besuch, dann begibt er sich in den Vorderraum des Ladens und bietet dem Eingetretenen die beiden Rohrstühle zum Sitzen an. Er selbst nimmt auf einem der beiden Paradesärge, die im Laden stehen, Platz. Zwischen Sarg und Rohrstühlen entwickeln sich dann die geschäftlichen oder privaten Gespräche, die Herr Schmaldicke mit seinen Kunden oder seinen Freunden führt.

Die Ladentüre hatte soeben eine Frau durchgelassen, die auf der Schwelle stehen bleibt und glaubt, daß sich niemand im Laden befinde. Da aber war auch schon Herr Schmaldicke von seinem Schreibpult aufgesprungen und auf lautlosen Sohlen nach vorn geeilt. Er begrüßt die Frau mit einem stummen Kompliment und deutet dann, ebenso stumm, auf einen der beiden Rohrstühle.

„Jutn Tach, Herr Scharon,“ sagt die Frau.

„So heeßt nur mein Jescheft,“ beeilt sich Herr Schmaldicke der Frau zu erwidern. „Wat mir anbetrifft, heeße ick Schmaldicke.“

„Det is mir anjenehm, det andre were mir ooch zu schwer jewesn uff de Daua. Mein juta Mann is jeschtorbn. Jestan Amd so um Zehne rum, ick kann mir an de rechte Zeit nich mehr ainnan, weil unsa Wecka beim Uhrmacha is, hat er zum letztn Mall meinen Namen jesacht. Ick heeße nemlich Aujuste Brumoski, jeborene Kieprijan. Denn war er ooch schon im Hand- und sonstign Umdrehn hinteba jegangen. Ick hab'n de Nacht eiba beweent, und nu bin ick hier, um vor seine schterblichn Uebarreste zu sorjen.“

„Soll er denn verbrannt oda beerdicht werdn?“

„Det kenn wir ooch duhn. Wat kommt denn billja?“

„Im janzn Jroßn . . .“

„Natierlich im janzn Jroßn! Er war doch'n schwera Mann, wissn Se, Herr Schmaldicke, noch eena von de olln Jarde. Keen solchen Windfritze, wie se heite rumloofn. Ick bin ja mehr for ne richtig jehende christliche Beerdjung. So'n Wagen mit eena jroßn schwarzn Krone hat't ebn in sich. Da kommt nischt jegn uff. Und denn warn ma doch ooch länga als dreißich Jahre beisamm. Wenn ma de Kostn da uff jedet Jahr vateilt, kann det ooch nich iebamäßich werdn.“

„Wie jroß war a denn?“

„Oba . . . ehmeesta hatte er noch kurz vor seine Pangsjonierung wern wolln. Aba det hatte er nich mehr alebt. Er war eene Seele von Mensch, und een Herz hatte er wie Butta. Mir hatte er ieba allet jeliebt. Wat kost't denn so'n elejanta Sarch?“

„Det kommt uff't Materjal an. Wolln Se Holz oda Metall?“

„Ick will, det se sich ärjan solln! Det will ick. Wo se schon imma so neidisch und jemeen jewesen sind uff uns. Holz kann doch ooch recht scheen sind, nich?“

„Denn werde ick Jhn den Dischla schickn . . .“

„Et kann ja ooch wat Fertjet sind. Wissn Se, Herr Schmaldicke, mein juta Fritze is schon imma so'n Freind vont Fertje jewesn. Seine Uneform und Zwilsachn hatte er imma fertich jekooft. Ick gloobe, det were nur im Sinne von det Vablichene. Gloobn Se, Herr Schmaldicke, det Se wat Passendet findn werden? Doch in de Preislage?“

„Aba jewiß doch.“

„Sie vaschtehn mir doch, Herr Schmaldicke. Ick muß nu doch mit de Pangsjon rechnen. Und mein juta Fritze hat nu doch, wenn wir janz ehrlich mitsamm redn wolln, nischt mehr von. So oda so! Aba schließlich is a doch Beamta jewesn und dazu noch in eene Zeit, wo een Beamte wirklich wat zu sagn jehabt hat. Da jebiehrt'm schon eene jewisse Bevorzujung, meen ick.“

„Jut, Frau . . .“

„Frau Aujuste Brumowsky, wenn ick bittn darf.“

„Jut, Frau Brumowsky. Mein Sohn kann jleich mit Se jehn, um det Maß zu nehm.“

„Jott, so 'ne Eile hat denn det nu jrade nich, Herr Schmaldicke. Mein Mann is nemlich noch nich von de Schtaatsanwaltschaft freijegeben . . .“

„Wie meenen Se . . .?“

„Na, se gloobn doch, det er vagiftet worn is! Von eene von seine Bohsen! So'n niedaträchtijet Aas war det, der selje Brumowsky! Und ick, ausjerechnet ick, hatte det Schlamassel, seine Frau zu sind . . .!“

Breslauer Köpfe

Begegnungen mit prominenten Breslauern

Die Drogen-, Kohlen- und Textilbranche

Breslau ist jahrhundertelang eine große Handels- und Kaufmannsstadt. Es gibt zahlreiche Firmen fast aller Branchen in ihr, die auf ein jahrhundertelanges, wechselvolles und kämpfereiches Schicksal zurückblicken können und mit der heimatlichen Stadt eng verwachsen sind. Auch die Breslauer Kolonialwarenbranche verfügt über einen jahrhundertealten Ruf. Breslau als Import- und Exportplatz für den Osten ist besonders für diese Branche von großer Bedeutung, und was an früherer Stelle über den Breslauer Getreidehandel und die jetzige und künftige Bedeutung seiner ausgedehnten Beziehungen zu den östlichen Ländern, zu Polen, Rußland, Rumänien gesagt wurde, das gilt im gleichen Maße auch für die Kolonialwarenbranche. Diese hatte ja bis vor kurzer Zeit in Breslau ein weltberühmtes Stammpatrizierhaus, das Gustav Freytag in die Handlung seines auch heute noch viel gelesenen Romanes Soll und Haben verflocht: die Firma **Molinari**. Sie hat durch die Machinationen eines Emporkömmlings, dessen Prozeß reichlich lange auf sich warten läßt, und dem es heute noch sehr gut geht, während der letzte Inhaber der historischen Firma Molinari allen Besitzes bar sein Leben fristet, ein unrühmliches Ende gefunden, wie man es ihr im Interesse der deutschen Kaufmannschaft nie gewünscht hätte. Dieser traurige Untergang der Firma Molinari war ein schwerer Schlag gegen die gesamte deutsche Kaufmannschaft im In- und Auslande, denn der Name Molinari legte überall auf der Welt Zeugnis ab für die ruhmvollen Traditionen der Ehrlichkeit und der Vornehmheit des deutschen Kaufmanns. Er ist dahin, und mit ihm ist vor allem das Vertrauen der Hamburger Großimporteure zu Breslau überhaupt schwer erschüttert worden. Hier ist durch die Schuld eines verantwortungslosen Menschen in der Tat kaum wieder gutzumachendes Unheil für den deutschen Kaufmannsstand angerichtet worden.

Es ist ein Glück, daß diese Breslauer Firma, obwohl sie die älteste und weltbekannteste war, in der Zeit des Verfalls kaufmännischer Sitte und kaufmännischer Tradition, immerhin eine Ausnahme bildet. Die anderen Breslauer Firmen der gleichen Branche, die sich vor Bankrotteuren in Acht nahmen und die Tradition auch in Zeiten wahrten, in denen alles zu wanken schien, stehen heute wieder besser und gefestigter da denn je. Sie sind Zeugen allerbesten deutschen Kaufmannsgeistes und berufen, manchen Schaden und manchen Verlust, den deutsches Ansehen erlitten hat, wieder gut zu machen. Sie sind sich dieser Aufgabe heute mehr denn je bewußt.

Da ist zunächst die Firma **Karl Becker u. Co.**, deren Inhaber Konsul Becker hier bereits als der Typ des vornehm seriösen deutschen Kaufmanns geschildert wurde. Da ist die Firma **H. W. Tietze**, berühmt durch den Konservatismus ihrer geschäftlichen Gesinnung, da ist **S. L. Samosch**, der größte hiesige Kaffee-Importeur. Heute ist die Firma nach dem Tode ihres feinsinnigen Inhabers in eine großzügige Aktiengesellschaft mit zahlreichen Niederlassungen in Danzig und Kattowitz umgewandelt und arbeitet mit einem großen Personalstabe. Die Art der Kolonialwarenbranche bringt es, wie jeder leicht einsehen wird, mit sich, daß langjährige Fachkenntnisse und Erfahrungen notwendig sind, um sich in ihr an die Spitze zu arbeiten.

In einer gewissen Verwandtschaft zu ihr, wenn auch nur in einzelnen Teilen, steht der Drogen-Großhandel, dessen Bedeutung im gesamten Wirtschaftsleben weit größer ist als der Laie ahnt. Zwar wird es wenige Breslauer geben, die den seit 1785 bestehenden **„Goldenen Becher“**, das Detailgeschäft der berühmten Firma Bernh. Jos. Grund nicht kennen, aber es gibt sicherlich nur wenige Breslauer, die sich von der großen Bedeutung und der ungeheuren Ausdehnung dieser Firma auch nur ein annäherndes Bild machen können. Das Gebiet der medizinischen und technischen Drogen bis in die kleinste Fachspezialität ist ungeheuer vielseitig, kompliziert und verzweigt. Dazu kommt der im größten Maßstabe betriebene Handel mit Farben und Lacken und tausend anderen nicht weniger wichtigen Dingen, die die Tatsache, daß der Jahresumsatz der Firma Grund in die Millionen geht, begreiflich machen mögen. Große Zweigniederlassungen in Danzig und Kattowitz vermitteln das bedeutende Geschäft mit unseren östlichen Nachbarn, und überflüssig ist es nach diesem allem noch zu sagen, daß die Firma Grund, deren Waren über ganz Deutschland verbreitet sind, an erster Stelle der deutschen Fachfirmen steht. Auch über andere Großfirmen erheblichen Formates verfügt der hiesige Drogenhandel. Da ist die Firma **Eugen Albert Schmidt** in der Werderstraße zu nennen, die sich durch ihre medizinischen Spezialitäten einen großen und bekannten Namen gemacht hat, und auch **Wolfsohn und Ehrlich** seien erwähnt, die allerdings der gegenwärtigen Zeit entsprechend ihr Geschäft nicht auf dem früheren Niveau halten konnten. Und es gibt neben diesen größten Firmen noch viele andere, von denen jede ihre spezielle Bedeutung hat. Natürlich ist auch der Drogenhandel von der Zeit nicht unberührt geblieben. Firmen, die ein halbes Jahrhundert bestanden und deren Fundament und Ruf unerschütterlich erschienen, wie **Jul. Hutstein** und **Oskar Mohr**, gerieten in Zahlungsschwierigkeiten und eine während der Inflation größten Firmen, **Dr. Rosenberg u. Co.**, verfiel der Auflösung.

Stunden am Hörer

Das Hörspiel ist das Schmerzenskind des Rundfunks. Mit den vorhandenen Dramen, Komödien und Lustspielen kann man nicht viel anfangen, weil ihre Wirkung zu sehr von ihrer Sichtbarkeit abhängt, weil sie eben für die Bühne geschrieben sind und nicht für das Radio. Man kann sie zurechtstutzen, das heißt, mehr oder minder geschickte Regisseurhände können sich am Werke eines Dichters vergreifen. Aber viel hilft das meistens nicht. Der Leiter unserer Funkstunde, Fritz Walther Bischoff, der selbst sehr schöne Gedichte schreibt, wendet sich daher im „Berliner Tageblatt“ mit einer Art Aufruf an die unsichtbaren Rundfunkdramatiker. Mir will scheinen, daß diese noch geboren werden müssen, oder daß es sie nie geben wird. Das Drama gehört nun einmal dem sichtbaren Theater und wird ihm immer gehören. Möglich ist, daß im Laufe der Zeit eine spezifische Rundfunkkunst entsteht, wie eine besondere Filmkunst entstanden ist, aber ob diese Rundfunkkunst dramatisch sein wird, das muß man stark bezweifeln. Man hat in dieser Woche einige Szenen wiederholt, die sich stolz Hörspiel nennen und ein paar nette Momente aus dem Leben des jungen Mozart schildern. Hier ist in der Tat so etwas wie ein Hörspiel entstanden, und Musik und Wort sind geschickt zu ausreichender Wirkung verbunden. Literarische Ansprüche wird die kleine, hübsche Arbeit aber kaum stellen.

Und dann übertrug man die „Zauberflöte“ aus Berlin. Es war eine schöne, saubere Uebertragung, es war eine Freude, die Musik zu hören und die ausgezeichneten Stimmen der Bettendorf, Laubenthal, Helgers und Henke. Es war eine Freude, die wohlbekannten Gestalten des Prinzen, des lustigen Papageno und der anmutigen Papagena und vor allem auch des Mohrs dabei im Geiste zu sehen. Wie mag es aber dem ergangen sein, der diese Oper noch nicht gesehen hat? Und es gibt sicherlich unter den 80 000 Hörern auch solche Leute. Sie haben sich möglicherweise sehr gelangweilt.

Ein ausgezeichneter Abend nannte sich „Von Menschen, Ländern, Tieren“. Als Gast rezitierte Max Bing in einer originellen Zusammenstellung Stücke aus Kerrs und Bonsels Werken. Alice Weitzen sang. Das war alles sehr schön. Auch die Liederstunde des Montag, die Richard Strauß gewidmet war, schien uns ausgezeichnet. Alfred Stöckels Tenor scheint sehr rundfunkgerecht, was wir von dem dramatischen Sopran der ausgezeichneten Opernsängerin Berta Ebner-Oswald allerdings bezweifeln müssen. Die Zweiteilung des Abends ist an sich sehr zu begrüßen. Aber sie müßte doch dann so gewählt werden, daß die musikalische und die Wortdarbietung wenigstens einen losen inneren Zusammenhang haben. Das dürfte auf keinen Fall außer acht gelassen werden. Denn es gibt sicherlich neben mir noch viele andere Hörer, die sich aus der Richard Strauß'schen Liederwelt nicht so rasch in die Welt der Filmsensationen hineinfinden können, in die der Regisseur Joseph Delmont uns wenige Minuten später einführen wollte. Zwei Abenddarbietungen sind ausgezeichnet. Aber Einheitlichkeit! Der erste Abend der „Gestalten der Dichtung im Spiel der Künste“ galt Don Juan. Paul Rilla sprach gute einleitende Worte. Dann hörten wir von Castelle sehr angenehm gesprochen mancherlei aus der Don Giovanni-Literatur, und zwischendurch spielte man Don Juan-Kompositionen von Mozart, Gluck und Strauß. Hier war die vorhin geforderte Harmonie von Wort und Musik ganz erreicht. Hoffentlich halten die künftigen Abende dieser interessanten Reihe, was der erste versprach.

Auch in dieser Woche konzertierte das Landesorchester, und schließlich wurde uns der Meister der humoristischen Rezitation Josef Plaut vorgestellt.

Die Tanzmusikübertragungen erscheinen etwas reichlich. Viermal in der Woche wird bis zwölf Uhr abends Jazzband gespielt. Die Masse der Hörer besteht aus Werktätigen, die früh aus den Federn und deshalb auch früh ins Bett müssen. Für sie sind die Tanzmusikübertragungen nicht. Man sollte sie einschränken und dafür lieber an einem Tage in der Woche von 8 bis 11 Uhr Tanzmusik geben. Dann würden alle etwas davon haben.

In dieser Woche findet das erste diesjährige Fest der Funkstunde statt. Dabei gibt es eine Tombola, und für diese Tombola spenden die Breslauer Firmen. Jede Firma, auch die, die nur ein paar Strumpfbänder oder ein Kaffeesieb opferte, werden an jedem Abend dem Hörer genannt. Die Opfer der Firmen machen sich mit dieser kostenlosen Reklame ausgezeichnet bezahlt. Es ist jedoch, wenn die Spenden noch diese ganze Woche so weiter eingehen, zu befürchten, daß an einigen Tagen das gesamte Abendprogramm ausfallen muß, damit man mit diesen Reklameankündigungen fertig wird. Muß das wirklich sein? Die vielen Freunde des Fernempfanges, denen schon an vier Tagen der Woche jede Möglichkeit, ihren Sport auszuüben, genommen ist, wettern über jede Minute, die ihnen durch diese witzig sein sollende Reklamerederei genommen wird. Warum gibt es in Breslau wie in allen anderen Sendestädten nicht wenigstens an einem einzigen Tage der Woche von 10 Uhr abends ab Funkstille?

Radiophilos.

Hohenzollern von heute

Die Ehescheidung Eitel-Friedrichs — Die Schicksale der kaiserlichen Prinzen.

Nach langer Zeit ist dieser Tage wieder der Name eines Hohenzollern durch so ziemlich die ganze Presse Deutschlands und des Auslands gegangen. Nicht im politischen Teil der Blätter, nicht im Leitartikel las man ihn, vielmehr, wie der journalistische Fachausdruck lautet, „unter dem Strich,“ unter den Vermischten Nachrichten. Ueber ein kleines wird man ihn vermutlich in der Rubrik lesen, über der „Aus den Gerichtshöfen“ steht. Man weiß, um was es sich handelt. Um eine keineswegs saubere Angelegenheit, die von den Konservativen aus begreiflichen Ursachen öffentlich totgeschwiegen, mündlich jedoch, im vertrauten Kreise, um so ausgiebiger erörtert wird und ganz gewiß nicht geeignet scheint, die Zahl der unentwegten Anhänger des monarchischen Gedankens zu mehren.

Prinz Eitel-Friedrich, der zweite, dreiundvierzigjährige Sohn Wilhelm II., und seine Frau Sofie Charlotte, eine Tochter des letzten Großherzogs Friedrich August von Oldenburg, lassen sich scheiden.

Nach einer Ehe, die zwei Jahrzehnte währte. Eine Privatsache? Sicherlich! Nur sind die Begleitumstände von so heikler Natur, daß es kein Wunder ist, wenn die Sache, trotz ihres privaten Charakters, das Urteil auch Dritter herausfordert.

Daß die Eitel-Friedrichsche Ehe von der ersten Stunde an nicht glücklich war, blieb nicht lange verborgen. Man wußte, daß die oldenburgische Prinzessin dem um sechs Jahre jüngeren preußischen Vetter, der sich nur auf dem Kasernenhof und dem Exerzierplatz wohl fühlte, hauptsächlich deshalb als Gattin beigesellt wurde, um eine „unstandesgemäße“ Neigung aus ihrem Herzen zu reißen. Eine Mesalliance oder gar noch schlimmer, fi quelle horreur! Gegenstand solcher Neigung war ein oldenburgischer Dragonerleutnant [illegible] [illegible]ehrum, der nach Newyork, ins Bureau des Norddeutschen Lloyd expediert wurde, später wiederkeh[illegible] einer bürgerlich geborenen Schwäbin, einer als Witwe eines böhmischen Großindustriellen reich gewordenen Dame, verheiratete, die sich aber von ihm scheiden ließ, weil er, ihrer Angabe nach, immer noch unerlaubte Beziehungen zu der Prinzessin Eitel-Friedrich unterhielte. Die Prinzessin bestritt dies damals, als Zeugin, unter ihrem Eide, und sollte Prinz Eitel-Friedrich jetzt in der Tat dieselbe Beschuldigung wie die Freifrau von Plettenberg sie seinerzeit erhob, vorbringen, so liegen die Konsequenzen klar zutage. Die Prinzessin hat das eheliche Heim in Potsdam, auf dessen Gelände ihr Gatte sich mit einfacher landwirtschaftlicher Arbeit die Zeit vertreibt, mit eigener Hand sät, pflügt und erntet, bereits verlassen, und man raunt sich ins Ohr, sie werde Widerklage erheben, da ihre Ehe stets nur das gewesen sei, was im kanonischen Recht ein „matrimonium non consumptum“ benannt wird. Recht erbaulich, nicht wahr?

Der während des Krieges durch feindliche Propaganda und durch Etappenklatsch als ein Wüstling comme il faut hingestellte Kronprinz Wilhelm präsentierte sich, nicht durch die Parteibrille betrachtet, als ein harmloser, mit gesundem Durchschnittsverstand begabter Mann, der kaum noch davon träumt, jemals deutscher Kaiser und König von Preußen zu werden. Die harten Jahre in dem holländischem Dorfe Wieringen haben seine Haare gebleicht, haben seiner Lebensauffassung eine ernste Unterlage gegeben, die er vorher häufig genug vermissen ließ

Jagd und Sport reizen ihn jetzt weit mehr als die Politik,

und seine Existenz in Oels an der Seite seiner intelligenten Frau Cecilie, die ihm vier Söhne und zwei Töchter schenkte, ist die eines nicht von Sorgen geplagten Gutsbesitzers. Führen ihn Geschäfte, die Abwicklung der Auseinandersetzung zwischen dem Staat und den Hohenzollern nach Berlin, so hält er strikt das Versprechen inne, das er vor seiner Rückkehr aus Holland abgab, jedes Aufsehen hier zu vermeiden, keine Ovationen zu provozieren, und die Wenigsten erkennen ihn überhaupt, wenn er seinen Kraftwagen durch die Straßen Berlins lenkt.

Adalbert, der dritte Sohn Wilhelms II., hat gleichfalls nicht um sein tägliches Brot zu bangen. Mit dem Range eines Korvettenkapitäns aus der Marine verabschiedet, hat er mit seiner wohlhabenden Frau, der Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen, und seinen jugendlichen Kindern eine stattliche, von einem weiten Park umrahmten Villa „Adelheitswert“ in Homburg vor der Höhe zum Ruhesitz erkoren.

Der nächste in der Reihe der Söhne Wilhelms II., das ist August Wilhelm, „Auwi“, der „Zivilprinz“, Dr. der Staatswissenschaften der Universität Straßburg, dem sein beredsamer Vater am Tage seines Referendarexamens an der Familientafel bekundete, nun stünden ihm die Wege zu den höchsten Würden im Staate offen! „Auwi“ ist Regierungsassessor a. D. Vorübergehend arbeitete er im Kontor des Berliner Bankhauses F. W. Krause u. Cie., dessen Chef, Herr von der Planitz, ein Bruder eines im Kriege gefallene Adjutanten des Kronprinzen ist.

Auch er ist von seiner Gattin, Prinzessin Alexandra zu Holstein-Glücksburg, geschieden.

Die Prinzessin, die zugleich seine rechte Kusine war, hat eine zweite Ehe mit dem Kapitänleutnant a. D. Rümann geschlossen. Als simple Frau Rümann lebt sie heiter und zufrieden, ohne Heimweh nach höfischem Glanz, in München. Prinz „Auwi“ galt übrigens als ein arger Revolutionär, weil man ihn des öfteren bei Reinhardtschen Premieren im Deutschen Theater traf, das seines Vaters Fuß nie betrat.

Prinz Oskar — Nr. 5 — hatte insofern einen gewissen Profit vom Umsturz, als seine „morganatische“ Ehe mit der früheren Hofdame der Kaiserin Auguste Victoria, Gräfin Ina Bassewitz, eine Vollehe wurde. Bis dahin „Gräfin von Ruppin“ betitelt, wurde die frühere Hofdame der Kaiserin eine Prinzessin von Preußen, und die entsprechende Rangerhöhung richtiger Namensänderung wurde auch ihren Kindern zuteil. Wohnort: Potsdam.

Und endlich — Nr. 6 —:

Prinz Joachim verübte im Juli 1920, einige Monate vor dem Hinscheiden seiner herzkranken Mutter, die sehr an ihm hing, Selbstmord durch Erschießen.

nachdem seine Frau, die lebensfrohe Prinzessin, Marie von Anhalt, ihn verlassen hatte. Sie ist seither bald mit diesem, bald mit jenem schlichten Bürgerlichen verlobt gesagt worden, doch folgte keiner der Verlobungen die Heirat.

Wilhelm II. war kein angenehmes Familienoberhaupt. Einer seiner Neffen dem er einen Rüffel erteilt hatte, äußerte: „Sie ahnen ja garnicht, wie grob der Mann sein kann!“ Wilhelms II. Bruder, Heinrich — Wohnsitz: Herrenhaus Hemmelmark bei Eckernförde — Großadmiral a. D., hat einen Anflug modernen Geistes verraten, indem er einen seiner beiden Söhne zum Kaufmann bestimmte, und vor kurzem in einer südamerikanischen Firma unterbrachte.

Vom Prinzen Friedrich Leopold, des Ex-Kaisers Vetter und Schwager, der zumeist an den italienischen Seen, von Kümmernissen nicht beschwert, laue Lüfte um sich wehen läßt, ist ebensowenig Interessantes zu erzählen, wie von seinen beiden Söhnen, die die großstädtischen Freuden Berlins mit vollen Zügen genießen und den „Mann, der so grob sein kann“,

in Haus Doorn vortrefflich aufgehoben

finden.

Dieser Ansicht ist entschieden, womöglich in noch höherem Grade, auch der zweite der Prinz-Albrecht-Söhne, Joachim Albrecht, die „bête noire“ der Familie, ein temperamentvoller Herr, der unter Umständen, falls man ihn reizt, im Hotel Adlon mit Sektgläsern schmeißt. Zweimal verheiratet, wählte er beide Male seine Gattin unter den „Töchtern des Landes“. Seine erste Frau, die Schauspielerin Marie Sülzer aus Wien, des Namens wegen an einen verarmten österreichischen Baron Liebenberg in London vermählt und sogleich geschieden, starb acht Wochen, nachdem der Prinz sich mit ihr 1919 in Ischl hatte trauen lassen. Genau ein Jahr darauf ehelichte Prinz Joachim Albrecht wiederum eine Oesterreicherin, Karoline Stockhammer, durch Heirat „Frau von Nostitz“, und jetzt „richtiggehende“ Prinzessin von Preußen, da es morganatische Ehen und Standesunterschiede nicht mehr gibt.

Joachim Albrechts älterer Bruder, Friedrich Heinrich, wurde gezwungen, auf seine Stellung als Oberst und Regimentskommandeur in Schwedt zu verzichten, übersiedelte als „Baron Rogau“ nach Florenz und suchte sich im Kriege zu rehabilitieren, indem er als gemeiner Soldat ins Heer eintrat.

Novi.

Hertha - Sportfreunde

Mit gemischten Gefühlen bin ich am Sonntag nach der Schönstraße gewandert! Es sind nicht die „schönsten“ Erinnerungen, welche ein Zusammentreffen mit Hertha weckt! Diese Mannschaft, welche schon seit Jahren das Zeug in sich hat, im Breslauer Fußball eine sehr gute Rolle zu spielen, hat ihr Prestige leider manches Mal arg auf's Spiel gesetzt! Mit den Begriffen Fairnes und Sportdisziplin ist sie, wenn es „um die Wurst ging“, öfters arg in Konflikt geraten. Ich habe auch daraufhin nicht an Offenheit an dieser Stelle gespart. Ihr und dem ganzen sportlichen Gedanken zum Besten! Auch eine „Mithilfe“, lieber Verband! —

Diese Reminiszenzen beschäftigten mich vor dem Spiel. Nachher hatte ich meine helle Freude darüber, daß Hertha diesen schweren Kampf fair und durchaus einwandfrei durchgefochten hat! Ja, ich stelle sie über Sportfreunde, bei denen einige Leute (immer dieselben!) durch laute, ganz ungezogene Kritik des Schiedsrichters, wie auch durch wüstes Schreien und Schimpfen untereinander für den besten Eindruck sorgten. Schön ist es, wenn man dann im Zuschauerraum hören muß, wie „einfache Leute“, — „nur Arbeiter“, urteilen: „Da sieht man wieder mal die feinen Leute!“ — Schreiben Sie sich das hinter die Ohren, Herr Scholz, Taube, Arlt, Noske und Schreiber!!! Und wenn ein Stürmer eine Schiedsrichterentscheidung damit beantwortet, daß er sich demonstrativ an die Stirn tippt, so fassen dies gebildete Menschen dahin auf, daß er die Stelle bezeichnet, wo man bei ihm vergeblich „etwas“ suchen würde!!! —

Das Spiel war schön! Blitzschnell wechselten die Kampfbilder, welche die zirka 3000 Zuschauer bis zur letzten Sekunde in Aufregung und Spannung hielten.

Die Sportfreunde konnten nicht gewinnen, weil ihre Flügelstürmer nicht viel taugten. Mit Innenkombination war bei der guten Läuferarbeit der „Kleeblätter“ nichts zu machen! Einen gesunden Schuß traute sich keiner zu, und es ist bezeichnend, daß Hoppe im Herthator seine Bälle größtenteils aus dem Gewühl fischen mußte! — Die Halfreihe der Südparkleute war nicht auf gewohnter Höhe. Scholz war im Defensivspiel erfolgreicher als im Aufbau des Angriffs; Frenzel wiederum das Gegenteil! Woitiniak läßt in beidem noch viele Wünsche offen. Restlos gut war der Cerberus Reisner mit seinem Verteidigerpaar. Von diesen drei wirklichen Sportgentlemans hört man aber auch die ganzen 90 Minuten kein lautes Wort! —

Hertha hat das Remis zweifellos verdient. Alles ist guter Durchschnitt. In der Elf steckt Temperament und Rasse, und es ist ein Jammer, daß so oft das „Töpfchen überkocht“! „Karlchen“ benahm sich sehr anständig, war auch im Spiel gut und im Schuß sehr gefährlich, nur zu wenig wendig! Seilspringen ist zur Erlangung größerer Beweglichkeit zu empfehlen, und das Fett muß durch mensendiecken runter! Auch bei Hoffmann II, dem bei seinem glänzenden Spiel nur noch die glänzende Figur fehlt. Hoppe war alte Klasse, nur einmal „haperte“ es: die schlechte Abwehr der Ecke, die deshalb auch zum Tor führte. Renner als Linksaußen machte seinem Namen Ehre, und brachte mit seinem Antipoden Großer mit den rasanten Vorstößen immer Krisenstimmung in den Sportfreunde-Strafraum!

Nach dem Verteilungsverhältnis meiner Kritik hätte vielleicht Hertha den Sieg verdient, vielleicht auch nach dem Spielverlauf! Das 1:1 jedoch wurde dem Umstand gerecht, daß bei Sportfreunde die Spielkultur die feinere war. Aber nur die Spielkultur!!!

Franz Hans.

Briefkasten

A. Bergmann, Berlin. Die Serie „Breslauer Köpfe“ erscheint demnächst in beschränkter Auflage in Buchform. Der Preis für den gut ausgestatteten Band beträgt 1.50 Mark. Senden Sie uns bitte schon jetzt Ihre Bestellung.

H. W., Beuthen. Ich war in voriger Woche in Beuthen, traf Sie aber leider nicht im „Café Hindenburg“ an. Geben Sie mir bitte schriftlichen Bescheid, wann Sie in Breslau sind, ich werde Sie dann in meinem Büro erwarten.

++—, Neiße. Ihr Bericht erscheint in nächster oder übernächster Nummer. Strengste Diskretion selbstverständlich.

G. R., Waldenburg. Ich bin am verabredeten Tage dort im „Café Enderlein“ und werde Sie erwarten. Bereiten Sie bitte das Material vor.

W. G., Breslau. Gegen Nepp in Lokalen gibt es kein anderes Mittel als den Boykott gegen den Neppladen. Wucher ist es nicht, wenn man Ihnen für einen Kognak 1.50 Mark abnimmt. Sie können sich dagegen nur wehren, indem Sie nicht mehr hingehen.

„Radio“, Liegnitz. Wenden Sie sich an die Firma „Osthandel“, Breslau, welche Ihnen die nötigen Prospekte zusenden wird. Der Preis für den Apparat stellt sich auf ungefähr 800 Mark.

L. W., Görlitz. Wir sind eine der wenigen Zeitungen, welche die Aufnahme der Schwindelinserate unter dem Stichwort „Darlehen“, „Glänzende Existenz“, „Heimarbeit“ etc. etc. grundsätzlich ablehnen, trotzdem sich die Aufgeber dieser Inserate ständig darauf berufen, daß alle Tageszeitungen diese Inserate aufnehmen. Die Darlehnsangebote, die unter den bekannten Spitznamen in den Zeitungen erscheinen, bezwecken fast ausnahmslos nur, dem Geldbedürftigen einen Vorschuß abzunehmen. Vorsicht am Platze!

Dem Briefträger mitgeben, oder unfrankiert in den Briefkasten stecken

Ich bestelle hiermit:

„Die Nachtpost von Ed Golland“

(Postzeitungspreisliste 1925 Seite 117)

für den Monat ....

* bei wöchentlich einmaliger Zustellung zum Preise von 0.86 G.-M.

* als Selbstabholer zum Preise von 0.80 G.-M.

(Name, Stand und genaue Wohnungsangabe)

____

____

* Nichtgewünschtes bitte streichen.

Chefredakteur: Ed Golland
Verlag und Inseratenannahme: Ed Golland-Verlag G. m. b. H.
Breslau, Garvestraße 10. Ohle 8432
Verantwortlich für den Inhalt: Erich Golland — Breslau.
Rotationsdruck: Leopold Freund, Breslau.

Man kann den Arbeitslosen helfen!

Wer in ein Nachtlokal gehen kann, kann auch den Arbeitlosen helfen!

Kleine Handwerker, kleine Gewerbetreibende werden mit sozialen Lasten überhäuft, die zu tragen sie kaum noch imstande sind. Demgegenüber gibt es Unzählige, die ihr Geld langfristig anlegen, um es nicht im Geldschrank liegen zu lassen, die abends beim Sekt sitzen und es garnicht empfinden würden, wenn sie für ihre hungernden Mitmenschen eine kleine Gabe halb freiwillig, halb gezwungen abgeben müßten.

Die Gastwirte klagen, daß die Polizeistunde ihnen ihr Geschäft schmälert. Sie behaupten, daß es noch viele Gäste gibt, die nachts eine Flasche Wein, eine Flasche Sekt trinken wollen. Es ist ein Unfug, Leuten, die das Geld dazu haben, dies zu verwehren! Man kann hier das Schöne mit dem Nützlichen verbinden: Lokalbesitzer, die annehmen, daß es für sie rentabel genug ist, dürfen ihre Lokale aufhalten, solange sie wollen.

Sie sind aber verpflichtet, von jedem Gast, der nach 1 Uhr in ihrem Lokal weilt, eine

Hockersteuer von 1 Mark pro Person

einzukassieren, welche der Arbeitslosenfürsorge zugute kommt.

Zahlreiche Breslauer Lokale erhalten bereits die Genehmigung, „Nachtfeste" zu veranstalten. Diese Feste sind stets sehr stark besucht. Man kann daraus ersehen, daß es noch zahlreiche Menschen gibt, die das Geld dazu haben, eine Nacht im Lokal zu verbringen. Diesen Leuten, die für eine Flasche Wein 10 Mark, für eine Flasche Sekt 15 Mark zahlen, kommt es nicht darauf an, 1 Mark für die Arbeitslosen zu geben.

Die Hockersteuer belastet keinen, der sie nicht ertragen könnte. Sie wirft aber bestimmt wöchentlich Tausende Mark für die Arbeitslosen ab. Man versuche es mit ihr in Breslau. Verschiedene Großstädte haben bereits die Hockersteuer eingeführt! W. S.

Meschugge ist Trumpf

Eine sehr zeitgemäße, wenn auch ketzerische Betrachtung

Bekanntlich leben wir im Zeitalter des Sports. Turnlehrer, Minister, Vereinsvorstände und ähnliche sympathische Zeitgenossen werden nicht müde zu versichern, daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen kann. Und weil man uns das seit Jahren beharrlich vorsagt, haben wir uns mit dieser Redensart klassischen Ursprungs abgefunden. Aber was zuviel ist, ist zuviel.

Es muß endlich einmal gesagt werden, daß der ganze moderne Sportbetrieb auf dem besten Wege ist, zu einer Karrikatur auszuarten Und daran trägt der Rekordsimmel, made in U. S. A., die Hauptschuld.

Wenn man in einer Zeit schwerster wirtschaftlicher Erschütterungen Millionen von Mark dazu verwendet, großartige Stadions zu bauen, so pflegt man dies damit zu rechtfertigen, daß zur Hebung der Volksgesundheit keine Aufwendung zu hoch sein kann. Mit dieser gewichtigen Argumentation wird jeder Einwand im Keime erstickt. Aber seien wir doch ehrlich: gering ist die Zahl derer, die den Sport als Mittel zu körperlicher Gesundung, als Weg zu Kraft und Schönheit betrachten!

Die große Mehrzahl der Sportler hat nur den Ehrgeiz, irgend einen für die Volksgesundheit vollkommen belanglosen Lokal-, Landes- oder Weltrekord um 8 Zentimeter oder ⅕ Sekunde zu verbessern

Deswegen hält man Diät, trainiert bis zur Erschöpfung, und das alles nur, um bei irgend einer Konkurrenz der Sieger zu sein. Gewiß, es bleibt im Endeffekt dasselbe, ob man sich eine Herzaffektion durch übermäßiges Zigarettenrauchen oder durch einen 100-Meter-Lauf zuzieht. Aber man sollte sich dann doch abgewöhnen, aufdringlich Gesoleires zu machen und von der hohen, gesundheitlichen Mission des Sports zu reden. Daß bei den Feiern der Sportvereine der Alkohol erfahrungsgemäß eine große Rolle spielt, sei nur nebenher erwähnt.

Die Angelegenheit hat noch eine andere betrübliche Seite. Die ins Extreme ausgeartete Sportschwärmerei verleitet dazu, geistige Dinge etwas über die Schulter anzusehen. Darum ist der Dichter heute ziemlich in den Hintergrund geraten; alle Sympathien gehören dem Sportsmann. Ist es nicht eine geradezu ungeheuerliche Ueberschätzung körperlicher Betätigung, wenn die beiden Boxfavoriten Dempsey und Tunney für einen Revanchekampf 3 Millionen Mark angeboten erhalten? Wird niemandem der Wahnwitz offenbar, der darin liegt, zwei Männern ein Riesenvermögen dafür auszusetzen, daß sie sich unter Beobachtung gewisser Regeln blutig schlagen, bis der eine von ihnen wie ein regloser Klumpen Fleisch zu Boden sinkt!? Ich weiß und begreife ja, daß ein solches Faustduell im Beisein von 150 000 Menschen eine Suggestion auszustrahlen vermag, welche die Sportbegeisterten aller fünf Erdteile in Bann schlägt. Aber was besagt das?

In dieser schönsten aller Welten geht es zu wie in einem Tollhaus. Man lasse doch den Ueberschwang und vergegenwärtige sich sachlich die Situation: Millionen von Menschen in Europa schreien nach Arbeit und Brot. Seit Monaten wird nun schon die Wirtschaft angekurbelt, ohne daß bis jetzt was davon zu merken ist. Minister aller Länder kommen zusammen und prosten auf Gesittung und Kultur. Und während in den europäischen Großstädten allwöchentlich dutzende von Menschen aus Nahrungssorgen freiwillig dieses erbärmliche Dasein aufgeben, schlagen sich in Amerika zwei Boxmeister vor einer Arena von 144 000 entfesselten Menschen, die 8 Millionen Mark an Eintrittsgeldern aufbrachten, gegenseitig die Augen blutig. Der zufällig an diesem Tage geschicktere der beiden Faustkämpfer wird zum Ehrenbürger von New York und zum Leutnant der Marine ernannt. Und heimst für die ausgeteilten Faustschläge ein Vermögen ein. In Berlin aber lebt der Dichter Gottfried Benn, der nach dem Urteil der maßgebenden Kritik in der vordersten Front zeitgenössischen Schrifttums steht, der international anerkannt und der in ein halbes Dutzend fremde Sprachen übersetzt worden ist. Und dieser Dichter hat im Zeitraum von 15 Jahren aus seiner geistigen Produktion den Betrag von 750 Mark bezogen. Mit anderen Worten lieblos gesagt:

das Lebenswerk eines hervorragenden geistigen Menschen trägt im Verlauf von anderthalb Jahrzehnten keine 1000 Mark ein, während ein Paar beim Mitmenschen geschickt angebrachte Fausthiebe mit mehreren Millionen bewertet werden.

In dieser Gegenüberstellung wird der ganze Wahnwitz unserer Zivilisation offenbar.

Wahrlich, die Kultur marschiert. Man weiß nur nicht, wohin.

Paul Mouch.

Nicht so heftig!

An einem großen jüdischen Fasttage geht Elias Bernstein an einem Straßenhändler vorbei, der seine Ware laut anpreist: „Warme Würstchen!" Der Geruch steigt ihm mächtig in die Nase, und nach hartem Kampf tritt er an den Mann heran und sagt schüchtern:

„Verzeihen Sie, was benötigt zu kosten ein Paar Frankfurter Würstchen?"

In diesem Augenblick zieht ein Gewitter auf, und ein Donnerschlag erschüttert die Luft. Da wendet sich Elias gen Himmel und ruft:

„Na . . . na . . . na . . . fragen wird man doch noch dürfen!"

Splitter

Männer sind gefährlich, wenn sie roh — Frauen, wenn sie ausgekocht sind.

Einer Frau geht manchmal erst ein Licht auf, wenn das Licht ausgeht.

Eine Tragödie aus der Breslauer Gesellschaft

Das übliche Dreieck: Der verbitterte Gatte, die lebenslustige Frau, der charakterlose Pflegesohn.

Diese Geschichte beginnt, wie alle diese Affären, mit einer in diesen Kreisen so häufigen unglücklichen Ehe.

Herr O . . . war ein hoher, überall geschätzter Beamter einer Staatsbehörde, ehemaliger Offizier und Akademiker, den die Revolution in den Hafen vorzeitiger Pensionierung trieb. Ebenso wie er spielte auch seine Gattin in gewissen nationalen Kreisen eine führende Rolle, deren ehrenamtliche Tätigkeit ihr über die gähnende Leere im eigenen Hause hinweghalf. Später jedoch machte sich die Kluft immer fühlbarer. Der etwas übertrieben sittenstrenge Gatte konnte sich mit den Lebensbedürfnissen seiner wesentlich unterhaltungsfreudigeren Frau nicht versöhnen, und diese litt schwer unter der fast klösterlich anmutenden Strenge des pensionierten und dadurch mürrisch gewordenen Beamten. Anstatt beiderseits nachzugeben, gestaltete sich die Kluft immer tiefer, bis es endlich zum offenen Bruch kam.

Frau O . . . fühlte sich von ihrem eigenen Gatten bedrängt. Sie zog sich auf die rückwärtige Flucht der gemeinsamen Etagenwohnung zurück und überließ dem Gatten den übrigen Teil zur selbständigen Wirtschaftsführung. Da sie sich vereinsamt und schutzbedürftig fühlte, nahm sie den sechzehnjährigen Sohn eines früheren Untergebenen ihres Gatten in ihr Haus. Man muß zugeben, daß sie es damals mit ihrem Pflegebefohlenen ehrlich meinte. Sie förderte dessen Zukunft nach besten Kräften, ermöglichte ihm den Besuch höherer Schulen und wußte ihren Einfluß soweit geltend zu machen, daß er alle Prüfungen dank der Nachsichtigkeit der Lehrer glänzend absolvierte. Und dennoch sündigte Frau O. an diesem jungen Menschen mehr als einst an ihrem Gatten.

Und wenn er heute mit rigorosem Druck ihre Ehe und ihren Ruf bedroht, dürfte der Grund nur in ihrem eigenartigen Erziehungsexperiment zu suchen sein.

Man muß bedenken, daß dieser junge Mensch aus den unteren Volksschichten in die Herrschaftswohnung im Süden kam mit allen den guten und schlechten Ansichten und Vorbehalten seiner Klasse. Aus einem Hungerleben stieg er plötzlich in das behagliche Faulenzerdasein der Begüterten. Und Frau O . . ., so sehr auf die Hebung seiner gesellschaftlichen Position, wie seines Aeußeren bedacht, versäumte es völlig, auch seinen Geist zu bilden, seine Anschauungen zu korrigieren. Die einzige Lektüre des jungen Mannes besteht heute noch, da er bereits den „selbständigen" Geschäftsmann repräsentiert, in jenen Groschenheften der Schundliteratur, in denen sich sonst das Lesebedürfnis sechzehnjähriger Straßenbengel zu erschöpfen pflegt.

Dessen ungeachtet gewann er in anderer Weise einen starken Einfluß auf seine Protektorin und wurde ihr bald mehr, als eigentlich im Wesen des Pflegesohnes begrenzt liegt. Frau O . . . lebte und reiste nur noch mit dem jungen Menschen. Das Dasein des Gatten wurde nur in Zahlungen der ansehnlichen Unterhaltungskosten offenbar. Ein Verhältnis, daß natürlich zu den unersprießlichsten Zusammenstößen führen mußte. Und damit zu öffentlichen Skandalszenen, die das Verhältnis in immer weiteren Kreisen publik machten.

Nun rächte sich auch die falsche Erziehungsmethode der Frau. Der junge Mann, der die ganze Zeit seiner Jugend an die alternde Frau gekettet war, gekettet mit einer Eifersucht, wie sie nur dieses Alter aufzubringen vermag, raste nach Freiheit, stürzte sich in den Trubel der Großstadt. Und Frau O . . ., auf Schritt und Tritt hinterher, scheute sich nicht berüchtigte Gassen, dunkle Lokale zu betreten auf der Suche nach ihrem Pflegling. Als nichts half, sperrte sie dem jungen Mann ihre Zuschüsse, übernahm die eingehenden Gelder seines „selbständigen" Geschäfts.

Was er nun mit Repressalien rächte. Und er bekam die Frau völlig in seine Gewalt.

Er drangsalierte sie moralisch und mißhandelte sie tätlich,

und jeder seiner Wünsche wurde ihm von der völlig hörig gewordenen Frau erfüllt. Man kann den Menschen nicht völlig verurteilen, wenn man bedenkt, daß ihm diese Frau egoistisch seine Jugend nahm, daß all das, was sie ihm materiell dafür bot, nicht hinreicht, die Jahre abzugelten, die er an die alternde Frau gefesselt war, daß sie es ihm noch heute unmöglich macht, Freunde und noch viel weniger ein junges Mädchen sein zu nennen. Und daß schließlich auch der ganze soziale Haß seiner Klasse hier mitspricht.

Frau O . . . aber büßt heute ihre Sünden in erschreckendem Maße. Sie steht unter den Demütigungen ihres Zöglings, unter der erbitterten Verfolgungssucht ihres Gatten und leidet an der Mißachtung ihrer Gesellschaftsschicht. Wenn ihr die Mißhandlungen des jungen Menschen zu arg, seine Forderungen zu unverschämt werden, flüchtet sie zu ihrem Gatten. Man plant Versöhnung, eine Strafverfolgung gegen den Bedränger seiner Frau wird eingeleitet. Dann paßt sie dieser irgend wo ab, sein Einfluß siegt.

Ihre gerichtlichen Aussagen werfen alle vorherigen Anzeigen über den Haufen,

und am nächsten Tage sitzt das seltsame Paar wieder in irgend einem feudalen Weinlokal. Die distinguierte verbitterte, alternde Dame, und der saloppe blonde Jüngling mit dem unsympathischen brutalen Gesicht.

Hoffen wir, daß die Veröffentlichung dieser Geschichte dem Treiben ein Ende macht, daß das Ehepaar Breslau verläßt um die Ruhe irgend eines fernen Städtchens aufzusuchen, daß der junge Mann, seinem Schicksal überlassen, versucht, sich aus eigenen Mitteln eine wirklich selbständige Existenz zu verschaffen. Dann wäre allen Dreien geholfen, sie könnten noch einmal zufriedene, wertvolle Menschen werden. Das wäre der schönste Erfolg eines Zeitungsartikels, wie ihn nie irgend ein literarisches Werk bisher verzeichnen konnte. Sp—t.

Das Paradies der Billigkeit

Das „H. d. P." in Charlottenburg — Kein Gegenstand über 50 Pfennig! — Neuartige Bedienung — Riesenandrang des Publikums

Eine neue Verkaufsmethode scheint sich den Berliner Boden zu erobern. Sie kommt, wie alles Gute oder Schlechte, aus Amerika. Dort drüben, jenseits des großen Teiches, ist von einem Manne namens Walwerth das System, zu Einheitspreisen zu verkaufen, in geradezu großzügiger Weise verwirklicht worden. Tausende von derartigen Geschäften existieren im ganzen Lande, und ihr Umsatz beträgt augenblicklich etwa

eine halbe Milliarde jährlich.

Verschiedene Berliner Warenhäuser organisierten bereits vor mehreren Monaten Verkäufe zu Einheitspreisen von 1,95, 2,85, 3,65 Mark. Dies waren die ersten Versuche, denen anscheinend aber kein großer Erfolg beschieden war.

Jetzt ist hier ein „Haus der Einheitspreise" gegründet worden, das verschiedene Gegenstände zum Einheitspreis von 25 und 50 Pf. verkaufen will.

Gestern wurde in Charlottenburg der erste Laden des „Hadepe", so lautet die abgekürzte Firma, eröffnet. Da hat man Gelegenheit, sich das amerikanische System einmal näher anzusehen und zu prüfen, ob es für die Verbraucherschaft wirklich vorteilhaft ist.

„Hadepe — kein Gegenstand über 50 Pf."

leuchtet in Blau auf rotem Grunde das Firmenschild und lockt als Neuheit unermeßliche Käuferscharen an. Alles strömt herbei, um sich zu vergewissern, was man im „Paradies der Billigkeit" alles kaufen kann.

Da auf den Tischen, gleich neben dem Eingang, liegen nicht schlechte Mützen zum Preise von einer halben Mark, weiter kauft man dafür Krawatten, drei Stück gute Seife, Parfum, Mundwasser, Kakao, Rasierapparat, Eimer, Portemonnaie, Briefkasten, Gläser, Tassen, Teller, Aluminiumkasserollen oder tausend andere Dinge. Nur 25 Pf. kosten Löffel, Hosenträger, Lavendelwasser, Schokolade, und im Erfrischungsraum des „Hadepe" soll es sogar eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen geben.

Auch der Verkauf ist neuartig bei diesem „Amerikaner" geregelt.

Man löst sich an der Kasse Bons, sucht sich an den Tischen seine Ware aus und empfängt den gewünschten Gegenstand gegen Uebergabe des Bons dann sofort.

Das geht schneller und ist bequemer als der sonst bei uns übliche, umgekehrte Weg.

Was „Hadepe" uns für unser Geld bietet, scheint im allgemeinen nicht schlecht und nicht teuer zu sein. Man hat den Eindruck, daß hier

ein Massenumsatz und kein übles Ramschgeschäft

beabsichtigt ist. Nur so wird die Möglichkeit bestehen, zu den billigen 25- oder 50-Pfennig-Preisen annehmbare Ware zu liefern, nur so kann das neue amerikanische System für die arbeitende Bevölkerung ein Vorteil sein. Mit dieser Einschränkung kann man die Neugründung begrüßen! W. a. M.

Ein Wort für die Homosexuellen

Nicht jeder Homosexuelle ist ein Sittlichkeitsverbrecher!

Eine Anzahl Breslauer Sittlichkeitsverbrechen, Erpressungen aus dem berüchtigten § 175 und ein paar in der Oeffentlichkeit bekannt gewordene Knabenverführungen haben in unserer Stadt einen Skandal verursacht, der, von gewisser Seite sensationell ausgebeutet, auch die anständigen Homosexuellen in Gefahr bringt, mit in den Schlamm und Dreck dieses Skandals hineingerissen zu werden. Man muß befürchten, daß in der Oeffentlichkeit durch diese skandalösen und sensationellen Vorgänge ein völlig falsches Bild vom wirklichen Wesen der Homosexualität entsteht, über die der Durchschnittsbürger an und für sich falsch unterrichtet ist, und von der er sich kein richtiges Bild machen kann.

Es ist ein Unfug, zu erklären, alle Homosexuellen seien kriminelle Verbrecher oder Verbrecher am Gemeinschaftsleben des Volkes,

es ist ein Verbrechen, sie in einen Topf zu werfen mit den Scheusalen, die in ungezügeltem, perversen Geschlechtstrieb sich an der Gemeinschaft der Menschen oder an einzelnen Individuen vergehen. Die wirkliche Homosexualität, sei sie nun angeboren, anerzogen, ererbt oder sonstwie erworben, was ganz gleichgültig ist, ist eine Form der Liebe. Was aber ist Liebe? Wollen diejenigen, die die Homosexuellen für perverse Lüstlinge erklären, etwa behaupten, daß die gleichgeschlechtliche Liebe als einziges Fundament nur die Sexualität besitze, daß Liebe überhaupt nur Sexualität ohne jedes geistige Element sei? Fast scheint es so. Daß dies überhaupt behauptet werden konnte, zeugt nur von der Halbbildung oder der Unbildung derer, die es behaupteten. Liebe ist zunächst einmal etwas Geistiges. Man darf Wynecken, dem berühmten Erzieher, folgen, wenn er folgendes sagt:

„Alles, was unmittelbar als Liebe erlebt wird, hat zunächst mit dem Geschlechtstrieb nichts zu tun. Es ist ein geistiges Urphänomen, das mitunter diese, mitunter jene Begleiterscheinungen aufweisen mag, das man aber zunächst einmal in seiner Eigenart festhalten muß als ein nicht weiter auflösbares Erstes und Letztes. Die Liebe aus dem Geschlechtstrieb erklären oder ableiten wollen, ist nichts anderes als ein grober Denkfehler."

Und folgerichtig deduziert Wynecken aus diesem unanfechtbaren fundamentalen Satz, der für die gleichgeschlechtliche Liebe, die ohne geistiges Urelement ein Nichts, ein flüchtiger Rauch ist, ebenso wie für die homoerotische Liebe:

„Es handelt sich bei ihr (der Homosexualität) um keine Angelegenheit der Sexualität, um keine Form des animalischen Trieblebens, sondern um eine Form des Eros, der Liebe, die ihrerseits eines der wenigen Güter ist, um derentwillen menschliches Leben gelebt zu werden sich lohnt."

Die Homosexualität ist eine Begleiterscheinung der Liebe, des Eros, genau wie die gleichgeschlechtliche Liebe.

Eine Ehe zwischen Mann und Frau nur auf sexueller Grundlage ohne jedes geistige Element und ohne jede geistige Bindung ist ein Verbrechen, und eine solche Ehe währt nicht lange, dann zerbricht sie in sich selbst.

Der wahre Homosexuelle ist zunächst ein geistig Liebender, genau wie der gleichgeschlechtlich Veranlagte. Und gerade bei den Homosexuellen wird das um so deutlicher, als sich unter ihnen ein hoher Prozentsatz geistiger Menschen: Dichter, Künstler, Musiker, Maler befindet, die sich der geistigen Grundlage ihrer Veranlagung voll bewußt sind, und wie jeder verantwortungsbewußte Gleichgeschlechtliche die sinnlichen und körperlichen Begleiterscheinungen der geistigen Liebe nur als Beiwerk einer geistigen Bindung betrachten. Diese Auffassung der Homosexualität herrschte im alten Griechenland und dokumentierte sich schon dadurch, daß sie dort eine Quelle zarter, inniger Empfindungen, aufopfernder Hingabe und idealer Erhebung war, daß dort die Homosexualität ein wesentlicher Bestandteil der Kultur war, und zwar der griechischen Kultur in ihrer höchsten Blüte und Entfaltung. In Sparta, sagt Wynecken, scheint es im ganzen Regel gewesen zu sein, daß jeder tadellose Knabe seinen Liebhaber hatte, und umgekehrt war jeder edel erzogene Mann durch das Herkommen verpflichtet, um einen Geliebten zu werben. Der Liebhaber konnte dort seinen geliebten Knaben vor Gericht vertreten, hatte größten, ja entscheidenden Einfluß auf seine Erziehung und war dem Staate für die sittliche Entwicklung des Knaben verantwortlich. Kurz, die „Paiderastaia" war in der Staatsverfassung dieser ritterlichen Gesellschaft die eigentliche und wichtigste Grundlage, ja eine Einrichtung der Erziehung. Einer Erziehung, die von den anderen griechischen Staaten bewundert wurde, und der sie nicht zum wenigsten die Unbesiegbarkeit der spartanischen Heere zuschrieben.

Es ist selbstverständlich, daß der so gekennzeichnete wahre Homosexuelle, den es heute gibt wie es ihn immer gab, nichts mit der Perversität der Verbrecher zu tun hat, die sich an Knaben vergreifen oder gar bis zum Lustmord vorstoßen. Aber die gerade durch die Breslauer Skandale geförderte Meinung, daß jeder Homosexuelle ein Feind der Gemeinschaft, ein Feind des Staates, ein Feind jedes normalen Menschen sei, diese gefährliche Legende muß zerstört werden im Interesse der Menschlichkeit. Dr. G. H

Des Arbeitslosen Korle Erlebnis

Ein unpolitisches Histörchen aus Breslaus letzten unruhigen Tagen

Fern von den lichten Höhen, auf denen Turnau und Tagore wandeln, ward er geboren: im dunkelsten Keller der dunklen Tschepine. Und dunkel war seine Herkunft. Sein Vater glänzte durch Abwesenheit, und seine Mutter, die ihn zum Betteln anhielt, konnte keine bestimmte Auskunft in diesem delikaten Punkte geben, da der Kreis ihrer Beziehungen in der fraglichen Zeit zu groß geworden war. Als er aus der Fürsorgeanstalt entlassen wurde, zog ihn das geschäftige Treiben des Neumarkts an. Durch die Bekanntschaft eines Freundes vom Ketzerberge kam er in den engeren Ring der Katzen- und Hundefellhändler. Dazwischen war er Gelegenheitsarbeiter, bis er seinen wahren Beruf entdeckte: den des Stemplers. Und in keiner seiner früheren Tätigkeiten hatte er sich so wohl gefühlt wie jetzt in der freudigen Erwartung am Sonnenplatz. Damals war es, wo auch die Liebe in sein Stilleben trat. In der Ohlauerstraße lernte er die Prinkel-Guste kennen, die dort ihrem Beruf nachging. Die erste Bekanntschaft der Beiden war hochdramatisch. Prinkel-Gustes Freund, der blasse Willy, hatte mit ihr eine kleine Differenz wegen des Geldes, das sie ihm ablieferte. Die Einnahme stimmte nicht, und der blasse Willy sanierte die gemeinsamen Finanzverhältnisse mit einigen schlagenden Argumenten. Als die so gewaltsam stabilisierte Prinkel-Guste nach diesen turbulenten Vorgängen weinend in einem Hausflur kauerte, und ihren falschen Wilhelm wieder fest zu binden versuchte, kam Korle, und die geschlagene Maid heulte ihm in lauten Klagetönen ihr Leid. Zu Korle faßte sie gleich Vertrauen; der war einer der ihrigen aus der Tschepine, während der Blasse als ehemaliger Kavalier aus Kleinburg galt, wenn er sich auch in der Halbwelt mit anerkennenswertem Talent akklimatisiert hatte. So wurden die Prinkel-Guste und der Korle gute Freunde. Sie gingen aber nicht zusammen, denn das Mädchen fürchtete den blassen Willy, und Korle hätte auch nicht gewußt, wovon er mit der Prinkel-Guste reden sollte. Aber jeden Abend nickte er ihr zu, wenn sie ihrem Beruf nachging und sie dankte verschämt. Er gab ihr auch manchen wertvollen Wink, denn er hatte den feinen Instinkt aller Gehetzten, und wenn er an ihr vorbeiging und sein „Teilache!" raunte, dann rannte die Prinkel-Guste, denn sie wußte, die Grünen nahten.

So kam der Tag des Umzugs der Arbeitslosen. Warum dieser stattfand, davon hatte Korle keine Ahnung. Die arbeitslosen Kollegen marschierten eben, also marschierte Korle mit. Er war das richtige Herdentier. Plötzlich war er mitten drin im Gewühl tobender, drohender Menschen, sah geschwungene Gummiknüppel, hörte scharfe Kommandos, Schüsse krachten, Menschenmassen fluteten über den Platz. Er weiß nicht, um was es sich handelt. Willenlos wird er mitgerissen. Eine kräftige Faust packt seinen Arm. Er wird geschleift und landet auf der Wache. Ein überfüllter Raum von Mannschaften, ein korpulenter, sehr gemütlich aussehender älterer Major, ein junger, sehr nervöser, bleicher Leutnant, am Tisch ein Zivilist sitzend, mit hartem Kinn und scharfen Augen hinter den goldenen Brillengläsern. Das Verhör beginnt. Schon die Aufnahme seiner Personalien macht Schwierigkeiten, da er über das Datum seiner Geburt nicht Bescheid weiß. Er hat eine Schlafstelle bei Mutter Pohl in der Anderssenstraße. Das ist das Einzige, was er weiß. Der Major wird ungeduldig. Das wohlwollende Lächeln verschwindet, der Schnurrbart sträubt sich dienstlich. Der dunkle Schatten einer großen Vergangenheit steht in dem engen Dienstzimmer einer dürftigen, nicht lebensfähigen Gegenwart. Und draußen, wo die Menge johlt, hängt der Himmel bleigrau über dem Rathaus, weht der rauhe Herbstwind durch die von Menschen überfüllten Straßen. Der Herbst ist eine hoffnungslose Zeit, und kein Ahnen des Wiedererwachens regt sich, nur Sterben. Der Major meint schließlich: „Der Mann scheint etwas schwach auf der Milz zu sein!" Da mischt sich der Leutnant ins Gespräch, die Hand am Tschako. Er hat die Feldzüge gegen die Bolschiwiki mitgemacht und zieht jetzt Parallelen aus seiner dienstlichen Erfahrung: „Ja, Herr Major, wenn man damals einen Kleinrussen bei einem Verhör etwas fragte, bekam man als Antwort: „Du bist der Herr!" Sonst sprachen die Russen nichts. Nur auf eine Frage bekamen wir immer Bescheid. „Was bist Du?" „Hungrig, Herr!" Der Major nickte, sein Groll ist besänftigt. Der Herr mit der goldenen Brille spielt mit dem Bleistift und sieht angelegentlich durch das Fenster. Da fragt der Major jovial: „Kerl, hast Du Hunger?" „Ja!" sagte Korle, denn er hatte seit heute früh nichts genossen. Der Major gibt einen leisen Befehl. Ein Schupo schält sich aus der Masse und verschwindet. Dann kommt er wieder, und Korle erhält ein Stück polnische Wurst und eine Semmel. Er dankt nicht. Er schlingt das ungewöhnlich köstliche Mahl. Die Offiziere sehen mit ernsten Gesichtern zu. Der Zivilist schlägt den Aktendeckel zu, steht auf und dehnt sich. Dann wird Korle entlassen.

Er geht die Ohlauerstraße herauf und sieht erregte Gruppen, hört heftige Reden. In einem Haufen gestikuliert der blasse Willy. Am Christophoriplatz trifft er die Prinkel-Guste. Zum ersten Mal spricht auch er, er ist erregt. Die Not der Zeit öffnet ihm den schweigsamen Mund. Die Worte überstürzen sich. Sie will alles wissen. Vom Schießen, vom Aufruhr, wie er verschütt gegangen ist. Und er antwortet fieberhaft aufgeregt, durch die Wucht der Ereignisse: „Guste, ich habe een halb Fund Wurst gegessen!!" Sie starrt ihn mit bösen Augen an. „Korle, Du willst mir verkohlen!" Und keifend läuft sie neben ihm.

Und Beide ahnen nicht, daß ihr gemeinsames freudloses Dasein das Symbol einer elenden Zeit ist, die ein Mund voll Essen beruhigen könnte und würde!! ...

H. v. K.-A.

Wie denken Sie über den Bubikopf?

1. Preis: Eine goldene Damenuhr: Frau G. Nowack, Breslau.

Der Bubikopf ist zeitgemäß!

Was ist zum Bubikopf zu sagen?
Dem einen liegt er sehr im Magen;
Man redet gern von deutscher Treu,
Vom schönen Haar der Loreley. —

Es muß halt schließlich auch im Leben
'ne Hand voll Biederleute geben.
Und wenn der Bubikopf nicht wär',
Wo nähmen die Gesprächsstoff her?!

Was soll'n uns heute Loreleyen?
Das sind verklungene Schalmeien.
Wer Charleston tanzt und Auto fährt,
Weiß, was zum neuen Stil gehört!

Die Friederiken, Kunigunden
Sind mit der Pferdebahn entschwunden.
Man nennt die Mädchen Lu und Lo,
Und das ist einfach comme il faut.

In diesen sehr beschwingten Zeiten
Muß flott man durch das Leben schreiten;
Da hindert nur der Bammelzopf.
Parole darum: Bubikopf!

Einsenderin: Frau Margarethe Nowack, Breslau.

2. Preis: Ein Paar Lackschuhe der Firma Klausner.

Der Bubikopf

Einmal läßt wohl jede Frau ihn schneiden,
Einmal gibt das lange Haar sie her,
Einmal wird der Bubikopf sie kleiden,
Manchmal tut's auch leid ihr hinterher.

Ich bin für den Bubikopf, wenn er weiblich geschnitten, mithin ein sogenannter Wuschelkopf oder wenigstens leicht gelockt ist.

Ich bin dagegen, wenn er zu herrenmäßig ausfällt, weil zur duftigen, luftigen und farbenfrohen Kleidung der Frau zu kurzes Haar ebenso wenig paßt, wie lange Locken zu der weit nüchternen männlichen Kleidung. Im ersteren Falle geht genau so viel vom weiblichen Reiz verloren, wie im letzteren der Herr der Schöpfung sich lächerlich machen würde.

A. Wiegand, Breslau I.

3. Preis: 3 Meter Stoff der Firma Benno Hurtig

Wie ich über den Bubikopf denke!

Bubikopf ist für den Frauenkenner
Etwas, was den Reiz der Frau erhöht!
Auch beruhigt es die Ehemänner,
Wenn die Toilette schneller geht! —
Kopfschmerz und Nervosität verschwindet,
Weil des Haares Last nicht mehr so schwer! —
Und des Junggesellen Wirtin findet
Keine Haarnadel im Zimmer mehr! —

So ein Bubikopf, wenn schwarz und rassig,
Oder blondgelockt, wie Puppen sind,
Schön gebrannt, gepflegt, frisiert erstklassig,
Kleidet oft ganz gut manch' schönes Kind! —
Aber Reiz und Anmut nie sich paarten
Bei dem faden Herr'nschnitt, nein, o nein! —
Trag' den Bubikopf in 100 Arten,
Aber er soll immer weiblich sein! — —
Und der Jugend soll man ihn einräumen,
Und die Alten soll'n von ihm nur träumen!

Franziska Bodländer, Breslau.

Die anderen prämierten Einsendungen werden laufend in den nächsten Nummern veröffentlicht. Die Zusendung der Gewinne erfolgt nach Veröffentlichung des prämiierten Gedichtes.

Die Geheimabteilung der Berliner Polizeiausstellung

Von unserem nach Berlin entsandten Berichterstatter

Am Sonnabend wurde unter großartigen Festlichkeiten die Große Internationale Berliner Polizeiausstellung eröffnet, die Hunderttausende von Mark kostet. Nachdem die geladenen Gäste die Riesenausstellungshalle verlassen hatten, gähnte die teure Ausstellung in unheimlicher Leere, und böse Mäuler behaupten, daß sie weiter so gähnen wird. Ein führender deutscher Journalist, Egon Erwin Kisch, der durch sein Buch „Der rasende Reporter" berühmt geworden ist, erklärt den Zweck der Polizeiausstellung für vollkommen verfehlt. Er wäre erfüllt, hätte die Polizei das ausgestellt, was sie selbst vom Mittelalter an bis in den Polizeistaat Wilhelms II. am Geist und an der Freiheit gesündigt hat.

Das ist natürlich auf der Ausstellung nicht geschehen, die trotz allen Gepränges bei näherer Besichtigung einen mehr als dürftigen Eindruck macht.

Die Abteilung, die dem Volke offen steht, ist sehr belanglos. Man sieht zunächst — auf einer Polizeiausstellung! — die kunstvoll rekonstruierten Repräsentationsräume der deutschen Länder! Neben den eleganten Möbeln hängt ein Bild der jeweiligen Landeshauptstadt. Die Besucher sind einfach starr.

Eine seltene geistige Armut zeigt sich in der historischen Abteilung, die Polizei des Altertums hat man durch drei Wachsfiguren eines römischen Zäsaren und zweier Liktoren dargestellt. Die Folterinstrumente und Richtschwerter des Mittelalters sind die gleichen, die man früher in Castans Panoptikum bewundern konnte. Die Polizei hat sie von dort erworben.

Die Politische Polizei, die besonders im alten Deutschland manches und manchen auf dem Gewissen hat, zeigt Bilder vom Mord an Rathenau. Und Photographien von Fememorden. Und beschlagnahmte Literatur natürlich, von Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Lenin und außerordentlich viel von Max Hoelz, sogar seine Armbinde und seine Festnahme, die offenbar ein besonderes Ruhmesblatt der politischen Polizei bildet. Dann sieht man noch den Anzug Angersteins, den er bei Begehung seines Massenmordes anhatte, und den ausgestopften Hauptmann von Köpenick und die Darstellung eines Mordfalles. Aber aufregend ist das alles nicht im geringsten.

Daneben aber existiert eine geschlossene Geheimabteilung, in die nur Berufene, auch Journalisten, Zutritt haben. An der Tür dieser Abteilung haben sich am Tage der Eröffnung der Ausstellung wahre Kämpfe von Eintrittbegehrenden abgespielt. Und was sieht man?

Pornographische Zeitschriften und Bilder in Hülle und Fülle. Sie sind mit riesigen nackten Titelbildern auch an jedem Zeitungskiosk in Breslau zu sehen.

Ein vollkommen eingerichteter Salon einer Masochistin. Mit allen Marterwerkzeugen, die dieser Perversität dienlich sind. Die Möbelfirma, die dankenswerterweise diesen Salon einrichtete, empfiehlt sich mit vollem Namen allen p. t. Interessenten. Sehr nett ist in diesem Salon ein großer Nickelkäfig, in dem der zu Peinigende wie weiland Thomas Münzer nackt emporgezogen wird. An der Wand des unheimlichen Salons befindet sich ein detailliertes Inhaltsverzeichnis aller ausgestellten Gegenstände, vom gespornten Damenstiefel bis zum Maulkorb.

Raffiniert und für den modernen Fahndungsdienst wichtig ist eine Lauscherzelle. Sie befindet sich unsichtbar zwischen zwei Kerkerzellen, in denen je ein Komplize eines Verbrechens untergebracht ist. Was die beiden miteinander sprechen, hört in der dazwischen befindlichen Lauscherzelle der Spitzel Wort für Wort.

Auch die Flugblätter der Kommunisten befinden sich in der Geheimen Abteilung. Allerdings fehlen die, die der Schutzpolizei und der kommunistischen Agitation innerhalb der Schutzpolizei galten. Sie können „aus dienstlichen Gründen" nicht ausgestellt werden.

Und das ist fast alles. Gewiß, manches gibt einen guten Einblick in die kriminalistische Arbeit der Polizei. Einblicke in raffinierte Diebestricks. Vieles zeigt, daß die Arbeit der Polizei gegen das Verbrechertum nicht leicht ist. Aber das wußten wir ja schon, und das sehen wir ja daran, daß die Polizei einen erheblichen Prozentsatz Verbrecher nicht erwischt. In unserem Breslauer Bezirk laufen noch eine ganze Anzahl Kapitalverbrecher frei herum, trotz aller aufgewandten polizeilichen Bemühungen.

Wenn man die Ausstellung durchwandert hat, fragt man sich in der Tat, wozu das alles eigentlich dienen soll?

Soll es die Polizei, wie sie heute ist, populär und beliebt machen? Soll es uns am Objekt die Gefahren und Mühen des polizeilichen Dienstes demonstrieren? Es wären Zwecke, die man anerkennen könnte, wenn gerade mit bezug auf sie die Ausstellung nicht recht dürftig und unvollkommen wäre. Diese Ausstellung hat Hunderttausende gekostet.

Wäre es nicht vielleicht besser gewesen, man hätte die Tagegelder der Kriminalisten mit diesem Gelde aufgebessert, damit sie sich bei der Verbrecherjagd freier und besser betätigen könnten? Man bedenke, daß ein Beamter des Raubdezernates z. B. in Breslau pro Monat ganze neun Mark Bewegungsgelder bekommt!

Was kann der Beamte mit diesem Trinkgeld anfangen? Hier ist ein wunder Punkt, der viel daran mit schuld ist, daß so viele Verbrechen nicht aufgeklärt werden. Die Beamten, mäßig bezahlt, haben nicht die wirtschaftliche Möglichkeit, sich so zu bewegen, wie sie es im Interesse ihres Dienstes tun müßten und im Interesse der Gesellschaft, die sie zu schützen haben. Was soll ein Beamter mit 30 Pfennigen pro Tag anfangen? Fast scheint es, als würde die Polizei anstatt mit Ausstellungen, die Hunderttausende verschlingen, sich selbst und uns mehr dienen, wenn sie sich selbst besser besolden und mehr Bewegungsfreiheit verschaffen würde. Herr Severing wird stolz auf seine Ausstellung sein. Aber mancher tüchtige Kriminalist wird sich seine eigenen Gedanken zu dieser Ausstellung machen.

R. L.

Eine ganz eminente Bedeutung hat Schlesien natürlich als zweitgrößtes Kohlengebiet des Deutschen Reiches. Dieser Umstand hat es mit sich gebracht, daß sich hier in Breslau der Kohlengroßhandel in beherrschender Weise festgesetzt und eine Reihe bedeutender Firmen umfaßt. Die oberschlesische Stückkohle ist in der ganzen Welt als erstklassig bekannt, während allerdings die Waldenburger Kohle des Niederschlesischen Bergbaureviers höchstens als Hausbrand in Frage kommt. In Form der Fürst Pleß G. m. b. H. betreibt der immens reiche fürstliche Kohlenmagnat, dessen unterirdische, noch nicht ausgebeutete Schätze im Rybniker und Plesser Revier ein in Zahlen überhaupt nicht zu bezifferndes Vermögen repräsentieren, selbst einen ungeheuer ausgedehnten Kohlenhandel. Der deutsch-polnische Zollkrieg hat dem Kohlengroßhandel und besonders denjenigen Firmen, die mit Grubenabschlüssen festliegen, eine Hochkonjunktur allerersten Ranges gebracht, und die Fortdauer dieses unhaltbaren Zustandes wird von den beteiligten Kreisen ebenso wie von ihrer Konkurrenz hinter der Grenze nur zu gern gesehen. Der englische Bergarbeiterstreik hat den Gruben und Kohlenhändlern enorme Gewinne gebracht, die durch keinerlei gewahrte internationale Arbeitersolidarität beeinträchtigt wurden. Unsere hiesigen Großfirmen verfügen über enorme Schlüsse, und ihre Umsätze sind dementsprechend.

Führend ist u. a. die Firma **Jakob Ollendorff**, die eine große Anzahl Oderdampfer für den Schleppverkehr ihr eigen nennt, dann **Orgler u. Blumenfeld**, jedem Breslauer dem Namen nach bekannt, über deren liebenswürdigen Inhaber, Herrn Senator Schalscha, an dieser Stelle schon eingehend gesprochen wurde, dann **Jessel u. Schweitzer**, deren enge finanzielle Fusion mit oberschlesischen Gruben ihnen laufend große Bezüge sichert, dann **Otto Helling**, gleichbedeutend als Kohlengroßhandlung wie als Reederei. Der Inhaber der Firma Helling wurde erst kürzlich estnischer Generalkonsul. Und schließlich besitzt der bekannte **Emanuel Friedländer-Konzern**, die Firma des leider zu früh aus dem Leben geschiedenen Geheimen Kommerzienrates Fr. von Friedländer-Fuld, in Breslau ebenfalls ein Kohlenverkaufsgeschäft größten Stils, während die vor einigen Jahren gegründete **Silfried A.-G.** unter Führung der Firma Silberstein eine Fusion der ehemals polnisch-oberschlesischen Kohlengeschäfte mit eigener Grubenbeteiligung darstellt.

Bei der Betrachtung des Breslauer Großhandels kann man natürlich nicht an der Manufakturwarenbranche vorbeigehen. Die Firma **M. Forell & Co.** z. B. hat sich da einen Ruf in ganz Deutschland erworben. Sie besitzt Dutzend von Detailniederlassungen in allen Groß- und Mittelstädten, die von ehemaligen tüchtigen Angestellten der Firma geleitet werden, denen sie zur Selbständigkeit verholfen hat, die aber trotzdem natürlich in jeder Hinsicht von der Stammfirma in Breslau abhängig sind. Der Seniorinhaber der Firma ist Herr Eduard Sachs, dem kürzlich anläßlich seines neunzigsten Geburtstages außerordentliche Ehrungen zuteil wurden. Er hat für die Wohltätigkeit in Breslau außerordentlich viel getan und es stets geliebt, in Ruhe zu arbeiten und zu wirken. Trotzdem ist er Ehrenvorstand einer ganzen Anzahl charitativer Vereine und gehört auch dem Repräsentantenkollegium der Jüdischen Gemeinde an.

Die Firma **Fritz Sachs & Co.** ist in ihrer Bedeutung der Firma Forell ähnlich und auch von ziemlicher Ausdehnung. Allerdings streift sie schon etwas mehr das Textilfach. Ihr Inhaber, Herr Cohn, ist in Breslauer Kaufmannskreisen eine sehr bekannte Erscheinung.

Es ist eine feststehende Tatsache, daß der Großhandel im allgemeinen stark im Rückgang begriffen ist, da sich das Prinzip, direkt vom Produzenten an den Verbraucher ohne Zwischenverteuerung zu verkaufen, immer mehr Geltung verschafft und eine Entwickelung nehmen kann, die sich in ihrer Bedeutung für die Existenz des Großhandels überhaupt noch nicht absehen läßt. Lebensmittel sind dabei allerdings ausgenommen, weil deren Abwickelungsprozeß ein viel zu langsamer wäre. Die Not der Zeit zwingt heute jeden einzelnen, beim Einkauf jeden Pfennig in Betracht zu ziehen und die allergenaueste Berechnung walten zu lassen. Schon heute lassen manche Branchen, z. B. die Tuchfabriken, die Privatkundschaft direkt besuchen, und es ist klar, daß die Entwickelung der Geschäfte darunter sehr leidet. Wir hatten früher in Breslau Tuchgeschäfte, die man zur Patriziergilde der Breslauer Kaufmannschaft zählen konnte. **Wolf** Lewisohn, nach dem Tode seines Inhabers in die Firma **Kanus & Brandt** verwandelt, ist heute noch ein Detailgeschäft großen Stils, **Engel & Mamelock Friedenthal** gingen auch in andere Hände über und liquidierten. Gerade die Tuchbranche ist ja durch die Nachkriegs- und Inflationszeit sehr stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Für uns Breslauer sind in dieser Hinsicht da die Namen **Heinze** und **Korte**, wenn auch in einer keineswegs angenehmen Erinnerung geblieben.

Die Zeiten haben sich gewandelt und wir uns mit ihnen. Aber trotzdem ist ja auch schon aus diesen Aufzeichnungen zur Genüge hervorgegangen, daß sich trotz aller Nöte das Gute in allen Branchen lebendig erhalten hat, während das aus der künstlichen Treibhausatmosphäre kranker Zeiten entstandene Unternehmen in der wiedergekehrten gesunden und rauhen Luft rasch zugrunde gegangen ist. Man darf wohl sagen, daß alle Geschäfte, die heute noch bestehen, lebensfähig sind und trotz aller noch auszustehenden wirtschaftlichen Kämpfe einer weiteren Entwickelung entgegengehen.

(Fortsetzung folgt.)

Neueröffnung der vergrößerten und neu eingerichteten

Konditorei Wilh. Brandt'sche Erben, Gartenstr. 56

Telefon Ring 27 32 Inhaber: **Eugen Schmidt** Telefon Ohle 7343

Einem hochwohllöblichen Publikum und meinen hochgeschätzten Kunden und Gästen zur gefälligen Kenntnis, daß ich die seit zirka 60 Jahren bestehende und von mir seit 1905 übernommene altrenommierte Konditorei nebst Café der Neuzeit entsprechend eingerichtet habe. Alle Räume sind aufs behaglichste ausgestattet und bieten einen angenehmen Aufenthalt. Mein altes Geschäftsprinzip, bei mäßigen Preisen nur das Beste vom Besten zu liefern und zu allen Backwaren nur erstklassiges Material und reinste Naturbutter zu verarbeiten, bietet Bürgschaft dafür, daß ich weiterhin bemüht sein werde, meine verehrte Kundschaft stets zufrieden zu stellen. Gleichzeitig mache ich auf meine vollständig neueingerichtete Konditorei

Hundeck & Appelt, Königsplatz 7 aufmerksam.

Union-Weinhaus

Schweidnitzer Stadtgraben 9

Seit 25 Jahren bestehendes und allseitig bekanntes

WEIN-RESTAURANT

Gute Küche ★ Dezente Musik

Weiße Stühlchen-Bar

Telefon Rg. 1407 Inh.: Willy Neumann

Beachten Sie

Wurst-Schneiders Verkaufsstellen!

Beste Wurst- und Fleischwaren zu billigsten Preisen.

August Schneider

Breslau 6, Westendstr. 68.

Einen großen Vorteil haben Sie

werte Leserin, wenn Sie sich beim schneiden eines Bubikopfes und dessen Pflege an einen Fachmann wenden.

In Peschel's Salon de Coiffure

Gartenstraße 18, hpt.

finden Sie das, was sie suchen: eleg. Kurzhaarformen, Dauer- u. Wasserwellen, färben und tönen mit L'Oreal Henné, Ondulation à la Marcell, Manicure.

Bitte genau auf die Firma zu achten und verlangen Sie an der Kasse Rabattmarken

Fachmännische Beratungen bereitwilligst u. kostenlos.

Ob Du auch krank, gebrechlich bist zur Stund',

im **Hallenschwimmbad**

bade Dich gesund!

Radiofreund, vergiß es nie:

„Elektra"-Radio-Industrie!

Breslau 1, Nikolai-Str. 16/17 ★ Tel. Ring 9274

Eleganz u. gutes Passen! Reelle Preise!

E. Pawletta

Das gute Schneider-Atelier

Breslau An der Liebichshöhe

Grazie u. Schönheit!

Herrliche, hochkünstlerische, weibliche Aktphotos für 30 u. 50 Pfg. das Stück Zum Aussuchen in einzig schöner Auswahl nur in der Kunsthandlung

Franz Kliche,

Breslau, Sadowastr. 36. Auswärts franko geg. Voreinsendung. Postscheck-Konto 30163 Breslau oder Nachnahme zuzüglich Spesen

Handschuh

für Damen und Herren in großer Auswahl billigst

Kröckel

Albrechtstraße 28/29
Gräbschener Straße 4

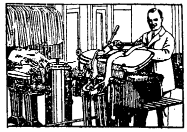
Amerik. Dampf-Bügel-Anstalt

„EXPRESS"

Adalbertstraße Ecke Scheitnigerstraße

Telefon Ohle 3681

säubert u. bügelt Ihren Anzug oder Kostüm wie neu innerhalb 20 Minuten für 2.— Mk.
Sie können darauf warten!
Abholen, Zusenden frei durch Spezial-Lieferungen.



Schauspielhaus

Operettenbühne
Tel. Stephan 8746

Täglich 8 Uhr:

Lady Hamilton.

Sonntag,nachm.3½Uhr:

Annemarie.

Liebich Theater

Telef. Steph. 34646.

Nur noch wenige Tage!

Die **Liliputaner-Revue Karl Napp**

und das große Eröffnungsprogramm

Volkstümliche Eintrittspreise von 0.50 Mk. an

Jed. Sonntag nachm. 3½ Uhr Familien- u. Kinder-Vorstellg. Das volle Programm zu ermäßigten Preisen.

Groß-Breslau

Telefon Ohle 4084 u. 8180 8/083

Café und Tanz-Cabaret

Im Cabaret:
Max Blume
Lore & Lay
Sonja Sokolowa
Emil Hübner
Grete Nerwin
Tanzsportkapelle
Tänzer

Im Café:
Kapelle
Farkas Lajos.

Kabarett Kaiserkrone

Ab 1. Oktober

Erna Stein
Curt Lucas
Ursula Cargo
Carl Heinz Ewers
Lo Gert Werden
Hans Wienert
Jung Siegfried und Brünhild

Weit und breit bekannt als **billig und kulant**

Messow & Waldschmidt G.m.b.H. Schmiedebrücke

Victoria-Theater - T. Rg. 2297

Täglich 8¼ Uhr:
Person.u.18Jahr.kein Zutr.

„Timotheus" geht daneben

Pikant. Schwank in 3 Akten mit Elfr. **Mertens**

Eintrittspreise 80Pf. bis 2 M. Orchestersitz

Fürstenhof

79 Gartenstr. 79

Täglich 8 Uhr:

Ein Spiel von Jugend und schönen Frauen.

Eintritt frei.

Café Vier Jahreszeiten

Täglich Künstler-Konzert

Café zur goldenen Krone

Ring Ecke Ohlauerstraße

Täglich ab 4½—1 Uhr konzertiert

Buschmann

mit seinem Salon- und Jazz-Orchester

Bier- und Weinstuben

Noblesse

Breitestraße 49/50

Weinlesefest in Altheidelberg

Gepflegte Biere u. Weine
Vorzügliche Küche
Musikal. Unterhaltung

!Aktphotos!

PariserSalon,Modellstud., Bildermappen f. Junggesellen Herrl. künstlerische Naturaufnahmen. Musterend. auf Wunsch. Postfach 328 Hamburg 36/220

Die **Wilhelm Boese Oest-A.-G.**

Breslau, Dorotheengasse 13

veranstaltet ihre

4 billigen Verkaufstage

diesmal am

29. Sept. | 30. Sept. | 1. Okt. | 2. Okt.

nur soweit Vorrat reicht!

Zur Abgabe gelangen nur bekannt gute, reelle Waren zu ermäßigten Preisen.

Alles Nähere unsere Schaufenster. | Auf Wunsch schriftliche Offerte.

Willst Du gut, billig, streng reell
Wein und Liköre kaufen,
Auch Weinbrand, Rum, dann komme schnell
Zu Kochmann nur gelaufen!
Bei jeglicher Gelegenheit,
Verlobungs-, Hochzeitsfest,
Kindtaufe — Scheidung — weit und breit
Man gern sich's munden läßt: —
Und einer ruft's dem andern zu:
„Ein leistungsfähiges Haus!
Bei Kochmann kaufst am besten Du,
Zufrieden geh'st Du raus!
Kauft dort du, bist du nie erbost, —
Der Preis von selber spricht!
Drum geh' zu Kochmann ganz getrost
Und scheu' den Weg auch nicht!"

D. Kochmann

Kolonial-Waren u. Destillation

Weidenstr. 25 Telefon Ohle 5034

Keine Zahlungsschwierigkeiten

Wir verhandeln mit Ihren Gläubigern
Wir sanieren Ihren Betrieb

Wirtschafts- u. Treuhandbank e.G.m.b.H.

Breslau, Agnesstraße 2

Gerhard Hoffmann

Breslau X

Weinstraße 31 Tel. Ohle 3824

Haus- und Küchen-Geräte

Vereinen und Brautausstattungen besonderen Rabatt.

Die größte Auswahl **Damenhüte**,
Chik und modern, Du bist perplex,
Hast Du, von ganz besond'rer Güte,
Und **preiswert** sehr: **Poststraße 6**

Annahme von Umpreßhüten, auch für Bubikopf!
Lieferung in kürzester Frist

Fabrikverkauf Poststr. 6, I. Etage links

Hübsche Dame

selbstständig, sucht besseren Herrn in mittleren Jahren f. **Radfahrausflüge** kennen zu lernen. Offerten unter **S 100** an die Expedition der „Nachtpost", Garvestraße 10

Beachten Sie unsere Inserate!

Die schönen stimmungsvollen Abende in den **Regina-Weinstuben**

Dorotheengasse 3/5. Telephon Ring 6882.

„Zum Ratsherrn"

Restaurant, o Bier- o Wein- o Likör-Stuben

Täglich Konzerte

Breslau I, Ring 5, Kurfürstenseite

Rote Mühle

immer Dieselbe

Konzerthaus Wappenhof

Täglich ab 4 Uhr: **Freikonzert**
Kapelle Schieweg.
Dienstag, Donnerstag und Sonntag:
Wappenhof-Ball.

Wenn nirgends Betrieb ist, amüsiert man sich im

Breslauer Trichter

Ketzerberg 25/27

Sonntag u. Donnerstag: **Tanz u. Verkehrter Ball.**

Hotel u. Café-Restaurant „Nordstern"

Freiburger Straße 46
am Freiburger Bahnhof — Tel. O. 1785

Café- und Restaurant-Betrieb!
Neuzeitlich eingerichtet!
Wiener Küche!

Täglich dezente Stimmungs-Musik
Wein-Abteilung! Billigste Preise!

Willst Du Betrieb, geh immer dann
Nur hin zu „Zar und Zimmermann"

Zar und Zimmermann

Restaurant und Café
am Hauptbahnhof, Ernststraße 6.
Fernruf: Ring 6590
Von früh 6 Uhr an geöffnet
Täglich musikal. Unterhaltung. Intimer Aufenthalt

Café Oderterrasse

Werderstraße, an der Universität

Intim — elegant

Täglich: Künstler-Konzert

Weine — Gute Küche — Solide Preise

1601